Schloß

Wolkenstein.

Vom Verfasser

der „neuen deutschen Zeitbilder“ und der „schwarzen Mare.“

(Tome.)

Erstes Bändchen.

Leipzig:
Hermann Schultze.
—
1854.

P.O. germ. 1911 p-112

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Die Flüchtlinge.

Am Mittwoch, dem dritten April des Jahres achtzehnhundert dreiunddreißig, gab ein in der Stadt Frankfurt am Main sich aufhaltender Fremder dem regierenden Bürgermeister der Stadt Nachricht von einem anonymen Schreiben, welches er soeben erhalten habe, und nach welchem an dem Abende desselben Tages in Frankfurt eine Verschwörung zum Ausbruch kommen solle. Mit dem Schlage halb zehn Uhr, so hieß es in dem Schreiben, sollten die Hauptwache und die Constablerwache gestürmt, die Gefangenen befreit, die Bundestagsgesandten in sicheren Verwahrsam genommen, und eine provisorische Regierung für ganz Deutschland sollte errichtet werden.

Der regierende Bürgermeister theilte die Nachricht dem Präsidialgesandten der deutschen Bundesversammlung mit. Sie schien einem Blitze aus heiterm Himmel nicht unähnlich. Man war zweifelhaft, ob man ihr trauen, ob man ihr mißtrauen dürfe. Indeß wurden für alle Fälle insgeheim Sicherheitsmaßregeln getroffen. Das Linienmilitär wurde in die Kaserne consignirt; die Wachtmannschaften wurden verstärkt; Polizeibeamte wurden in den verschiedenen Theilen der Stadt aufgestellt, alles ohne das geringste Aufsehen zu erregen. Den Soldaten auf den Wachen war der strenge Befehl geworden, sich im Innern derselben zu halten; die Gewehre hingen in den Hallen.

Die Nachricht war nicht ohne Grund gewesen.

Wenige Minuten vor halb zehn Uhr an demselben Abend rückten zwei bewaffnete Haufen gegen die genannten beiden Wachen.

Der eine Haufe kam aus dem Münzhofe. Zu drei und drei in einer Linie zogen die Verschwornen still über den großen und kleinen Hirschengraben nach der Hauptwache. Aus dem Gasthofe hinter der Rose kam der zweite. Er zog gleichfalls still durch enge Gassen nach der Zeil bis zu der Constablerwache.

Als die Glocke des Katharinenthurmes halb zehn schlug, erfolgte gleichzeitig der Angriff gegen beide Wachen.

An beiden entwickelte sich ein blutiger Kampf.

Während desselben drang ein dritter Haufe der Verschwornen zu dem in der Nähe befindlichen Zeughause, um sich der dort verwahrten Kanonen zu bemächtigen. Von dem Thurme des Domes läutete unterdeß die Sturmglocke. Ein vierter Trupp hatte sich nach dem Dome begeben, die dort aufgestellten Polizeidiener zurückgeworfen und die Thüren des Thurmes eingeschlagen.

Noch andere Haufen der Verschwornen durchzogen die Straßen der Stadt und forderten zur Theilnahme an dem Kampfe auf, mit dem Rufe: „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik!“

An den Thoren der Stadt wurde heranziehendes Landvolk erwartet.

Der Ausgang des Kampfes konnte jedoch nicht lange zweifelhaft bleiben. Die Wachtmannschaften waren vorbereitet gewesen. Das consignirte Linienmilitär rückte aus der Kaserne ihnen zu Hilfe. Die Angriffe der Verschwornen wurden bald zurückgeschlagen. Der Kampf war indeß ein heftiger. Auf beiden Seiten waren viele Todte und Verwundete. Mehre Verschworne wurden gefangengenommen. Viele entkamen.

Die Kunde von dem Frankfurter Attentat ver-

breitete sich bald durch ganz Deutschland. Sie brachte in allen Kreisen große Aufregung hervor.

Natürlich. Welche große Wichtigkeit dem Ereignisse auch auf Seite der Regierungen beigelegt wurde, zeigt folgende Stelle der „amtlichen Darlegung der Hauptresultate aus den wegen der revolutionären Complote der neuern Zeit in Deutschland geführten Untersuchungen", aufgestellt von der zur Führung dieser Untersuchungen niedergesetzten Bundescentralbehörde. In dieser Schrift heißt es am Schlusse der Darstellung des Frankfurter Attentats: „Dies war der Ausgang der Meuterei. Daß ihre rasche Dämpfung eine in sich nothwendige gewesen, kann nicht behauptet werden. Der Grund der letzteren liegt wesentlich in dem schnellen Anrücken der Linientruppen. Das aber ist nur dem zufälligen Umstande zu danken, daß die Behörde kurz zuvor gewarnt, und deshalb das Linienmilitär consignirt worden war. Hätte eine Zögerung den Meuterern gestattet, sich einige Stunden zu halten, so würde, wie dies in größeren Städten nicht ausbleibt, eine Pöbelmasse ihnen zugefallen sein, die vom Lande herangerückten Aufrührer hätten sich mit ihnen verbunden, sie hätten nicht allein der Kanonen, sondern, worauf es nicht minder abgesehen war, des wirksamsten Revolutionsmittels, überaus beträchtlicher Geldsummen

sich bemächtigt, und sie konnten sich dann mindestens lange genug behaupten, um durch das von ihnen gegebene Signal und den darin liegenden verführerisch fortreißenden Eindruck den Aufstand in den für das Complot bearbeiteten Gegenden gleichzeitig ausbrechen zu lassen, wo man vorbereitet in großer Spannung darauf wartete, namentlich in Hessen, Rheinbaiern, Würtemberg, Baden."

Eine natürliche Folge des mißlungenen Aufstandes war es daher auch, daß sofort in ganz Deutschland, in der Umgebung Frankfurts sowol, als in allen andern Gegenden, an den Grenzen wie im Innern, von sämmtlichen Regierungen alle Kraft und alle Wachsamkeit der Polizei aufgeboten wurde, um der flüchtig gewordenen Verschwornen habhaft zu werden.

Vielen von diesen gelang es, sich zu retten; manche wurden ergriffen, bevor sie die Grenzen Deutschlands hatten überschreiten können.

Es wurde gegen die Ergriffenen die Criminaluntersuchung wegen Hochverraths eingeleitet. Jene Bundescentralbehörde wurde zu diesem Zwecke durch Bundesbeschluß vom 20. Juni 1833 niedergesetzt. Ihre Wirksamkeit dehnte sich bekanntlich in der Folge weiter aus und hielt noch manches Jahr an.

Am Schlusse der oben erwähnten, bis zum Ende

Juli 1833 reichenden amtlichen „Darlegung“ wird darüber gesagt: „In den dreiundzwanzig deutschen Bundesstaaten wurde gegen über achtzehnhundert Angeschuldigte die Untersuchung geführt. Wegen der Verschwörung zum Attentat vom 3. April 1833, wegen Theilnahme an hochverrätherischen, burschenschaftlichen Verbindungen, wegen Theilnahme am „Männerbund“ und am „jungen Deutschland“ sind gegen eine Anzahl Individuen Todesurtheile richterlich gefällt worden, durch landesherrliche Gnade aber nicht zur Vollstreckung gekommen.“

Jene Todesstrafen wurden in langwierige, großentheils lebenslängliche Festungsstrafen verwandelt. —

Am 9. April 1833, dem nächsten Dienstage nach dem Frankfurter Attentat, durchschritten zwei junge Männer einen dichten Fichtenwald. Der Wald lag in einem an Frankreich grenzenden deutschen Lande, etwa eine bis zwei Meilen von der Grenze entfernt. Die jungen Männer gingen in der Richtung nach der Grenze.

Durch den Wald zogen sich breite Pfade. Auf diesen gingen sie nicht; sie hielten sich sogar fern von ihnen, in dem unwegsamen Dickicht.

Beide junge Männer waren von ziemlich gleichem, hohen Wuchse. Wie ihre Gestalt sich glich, so bot auch die Gesichtsbildung manche Aehnlichkeit dar. Die

Stirn beider war hoch und gewölbt, die Naſe fein gebogen, das Auge dunkelbraun.

Allein es war auch manche Unähnlichkeit nicht zu verkennen. Der eine war kräftiger gebaut als der andere. Sein Auge war lebhafter, die Stirn wölbte ſich kühner, die Lippen waren kecker aufgeworfen, das breite, geſpaltene Kinn gab dem Ganzen des Geſichts einen herausfordernden Ausdruck.

Nicht minder unterſchieden ſich beide durch ihre Kleidung. Der eine, jener, der durch den kräftigern Körperbau und durch das kühnere, ſtolzere Geſicht ſich auszeichnete, trug die elegante Reiſekleidung eines Fußtouriſten. Der andere war mit einem Livreerock bekleidet.

Auffallend war es freilich, daß das einzige, allerdings leichte Felleiſen der beiden Wanderer von dem erſteren, dem Herrn, und nicht von dem Bedienten getragen wurde.

Doch konnte dies ſeinen Grund darin haben, daß der letztere, während jener rüſtig einherſchritt, ſichtbar ermüdet war; ſein blaſſes, erſchöpftes Geſicht ſchien ſogar einen kränklichen Zuſtand zu verrathen.

Der Herr ging voraus. Der Diener folgte dicht hinter ihm, mit Anſtrengung ſeiner erſchöpften Kräfte zwar, aber bemüht, die Erſchöpfung, wenn er ſie auch nicht bemeiſtern konnte, doch zu verbergen.

Es war gegen Abend, als die beiden Fußgänger in solcher Weise einsam durch den Wald schritten. Der Tag war regnerisch gewesen. Das Moos unter den Bäumen war aufgeweicht, der Weg dadurch schlüpfrig geworden, dem ermüdeten Diener daher desto beschwerlicher. Die Zweige der Fichten waren noch naß; wenn ein Windstoß sie schüttelte, stürzten Haufen von Regentropfen auf die Wanderer herab. Die Kleidung dieser war aber auch noch mehr durchnäßt, als von diesen dann und wann herunterfallenden Regentropfen, und dieser Umstand, in Verbindung mit der Ermüdung des einen von ihnen, ließ darauf schließen, daß sie schon den ganzen Tag auf ihrer Wanderung begriffen waren.

Der voraufgehende Herr verfolgte die Richtung, die sie eingeschlagen hatten, mit großer Sicherheit. Gleichwol befand er sich auf völlig ungebahntem Erdreich. Es war dort kein Weg, kein Pfad, nicht einmal eine Spur, daß Menschen dort gegangen seien. Der Boden war überall gleich, mit dem feinen, jetzt durch den Regen aufgelockerten Moose bedeckt; die Nadeln und einzelne Aepfel der Fichtenbäume lagen hin und wieder zerstreut umher. Auch die Bäume standen überall in derselben Ordnung, und waren von gleicher Größe und Beschaffenheit.

Es konnte daher auffallen, wie der Herr der

Richtung so sicher war. Es fiel dies auch dem Begleiter auf, der hinter ihm herging.

Der Wald will kein Ende nehmen, sagte dieser. Sollten wir falsch gegangen sein?

Sorge nicht, antwortete der andere. Wir sind auf dem ganz richtigen Wege, der Wald wird nur deiner Müdigkeit zu lang, armer Bursch.

Wie lange wird er noch anhalten?

Ich hoffe, in einer Viertelstunde erreichen wir sein Ende.

Ich begreife nur nicht, fuhr jener fort, woher du deiner Sache so gewiß bist. Du hast, wie du sagst, nur einmal diese Gegend passirt, als Student, und seitdem sind beinahe fünf Jahre verflossen.

Allerdings, aber du weißt, daß ich vielen Ortssinn habe und daß ich jede Gegend, die ich einmal sehe, mir genau zu merken pflege; das eine mag wol durch das andere bedingt sein. Allein nicht daher rührt meine Sicherheit in diesem Walde. Unter diesen Fichten, auf diesem nichtswürdigen Moose, auf dem man mit jedem Schritte ausgleitet —

Er brach ab, denn er glitt aus.

Nach einer Weile fuhr er fort: Du fragst, woher meine Sicherheit hier? Lieber Waldemar, das ist eine sehr einfache Geschichte. Ich habe dir, bevor wir die-

sen Wald betraten, einen hohen runden Berg als das Ziel unsrer heutigen Wanderung bezeichnet. Unmittelbar an seinem jenseitigen Saume läuft die Grenze. Er ist der einzige hohe Berg der Gegend. Um der schönen Aussicht willen, die er gewährt, hatte ich ihn vor fünf Jahren bestiegen. Deshalb verdamme ich ihn auch heute um deiner Müdigkeit willen, armer Bursch, deshalb segne ich ihn aber andrerseits wieder um unsrer Sicherheit willen. Alle Wege, alle Schluchten, alle Hügel werden besetzt sein, und wir würden nicht durchkommen. An diesen steilen, beschwerlichen, kaum zu erklimmenden Berg, der wie in einer verlorenen Wildniß daliegt, wird niemand denken.

Der Begleiter seufzte bei Erwähnung des steilen, beschwerlichen Berges, vielleicht zugleich über etwas Anderes.

Wenn man dennoch an ihn gedacht hätte, Franz?

Zum Teufel, wir haben jeder zwei Doppelterzerole, das gibt in Summa acht Kugeln.

Der Andere schwieg.

Nach einer Weile hob er wieder an.

Du wolltest mir deine genaue Orientirung in diesem Walde erklären.

Erklären? Es bedarf kaum einer Erklärung. Siehst du durch die Zweige dort die Strahlen der Sonne?

Ich ſehe ſie.

Es iſt jetzt halb ſechs Uhr Abends. Um halb ſieben Uhr geht die Sonne unter. Sie ſteht alſo nach der Magnetnadel in dieſem Augenblicke genau im Weſten. Genau im Weſten lag uns jener runde Berg, als wir den Wald betraten. Wir können alſo nicht fehlen.

Genau im Weſten, wiederholte der Begleiter. Genau wo der Erde die Sonne untergeht.

Ja, mein Freund. Und laſſe dich das nicht verdrießen. Die Welt iſt einmal verkehrt und darum eben wollen wir ſie ja anders machen. Es iſt überall Unfreiheit und Ungleichheit und Zwietracht. Darum wollen wir ja Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Du ſiehſt mich verwundert an, weil ich ſage, daß wir es wollen, alſo auch ich? Auch ich will es, aber nicht auf euren Wegen, durch Verſchwörungen iſt noch kein Volk frei geworden. Aber laſſen wir das, damit ich dir meinen Gedanken mittheilen kann, der freilich wol ein trivialer iſt. Ich wollte dir nämlich bemerken, daß, weil nun einmal die Welt jetzt noch verkehrt iſt, es dich nicht beſorgt machen kann, daß wir dem Untergange der Sonne folgen, denn grade um ſolcher Verkehrtheit willen muß der Untergang für uns den Aufgang bedeuten.

Auch der „Waldemar“ angeredete Begleiter in

dem Livreerocke wurde von einem Gedanken angeregt, beinahe aufgeregt, den er mittheilen mußte.

Wunderbar ist es wenigstens, sagte er, wie in so wenigen Jahren unser Verhältniß zu jenem Lande, dem wir jetzt zugehen, sich verändert hat. Jahrhunderte lang hat dieses Frankreich uns Deutsche verhöhnt und mißhandelt. Unsere Gauen verwüstete es durch Krieg, Brand, Plünderung. Herrliche, blühende Provinzen entriß es uns, eine nach der anderen. Zuletzt unterdrückte, unterjochte es das ganze deutsche Land. Eine eiserne Zuchtruthe schwang es über uns, wie über Sklaven. Dem deutschen Volke war kein verhaßterer Name als Frankreich und Franzose. Franzose und Erzfeind und Erbfeind, das waren gleichbedeutende Begriffe. Und jetzt? Jetzt erwarten wir von dort die Freiheit, jetzt suchen wir dort Schutz gegen Verfolgung, Ketten und Knechtschaft.

Es ist das wahr, entgegnete der andere, Franz genannt. Aber vergiß auch eins nicht, mein Freund. Wer war die letzte Ursache jener französischen Verhöhnung und Herrschaft über uns? Von dem französischen Volke selbst gingen sie wahrlich in ursprünglicher Wurzel nicht aus. Und auch nicht einmal gegen das deutsche Volk als solches waren sie gerichtet. Die französischen Herrscher waren es, die das Volk gegen

uns hetzten; ein Ludwig der XIV., ein Napoleon; um ihren Stolz, ihren Hochmuth, ihre Eroberungsluſt, um ſelbſt die kleinlichen Leidenſchaften der Prunkſucht, der Eitelkeit, der Eiferſucht zu befriedigen; manchmal gar nur, wie bei jenem Ludwig dem XIV., der Eitelkeit und der Eiferſüchteleien ihrer Maitreſſen gegen andere Maitreſſen. Darum mußten die Völker einander bekriegen und einander verderben. Laß du die Völker frei werden von ſolchen Einwirkungen, und einer Vereinigung, einem Bund der Völker ſteht wahrlich nichts im Wege. — Aber ſieh, der Wald lichtet ſich vor uns; wir ſind an ſeinem Ende.

Die beiden Freunde, — denn das mußten ſie doch wol ſein, trotz der dazu nicht paſſenden Verſchiedenheit der Kleidung — ſchritten ſchweigend der Lichtung des Waldes zu. Die Kräfte Waldemars ſchienen durch die Vorſtellung, daß ein erheblicher Abſchnitt der Wanderung erreicht ſei, vielleicht auch, daß es grade jetzt eines beſonderen Zuſammennehmens der ganzen Kraft bedürfe, ſich nicht wenig erholt zu haben.

Sie gingen ſchweigend. Nicht weit von dem Saume des Waldes, an einer Gruppe dicht zuſammenſtehender Tannen, machte Franz Halt.

Bleib du hier zurück, ſagte er zu ſeinem Begleiter, ich werde voraus recognosciren.

Er ging, während Waldemar sich auf den abgehauenen Stamm eines Baumes setzte, an den äußersten Rand des Waldes. Er ging vorsichtig, nach allen Seiten spähend, nach jedem Geräusche lauschend. Nach einer Weile kehrte er zurück.

Wir sind auf dem ganz richtigen Wege, sagte er. Ich habe die Gegend von meiner früheren Wanderung her genau wiedererkannt. Ich habe auch nichts Verdächtiges bemerkt. Indeß der Teufel und die Polizei — höre einmal, sollte der Teufel nicht doch so eine Charge beim lieben Herrgott haben, so etwa die eines Polizeiministers oder Polizeimeisters? — Aber der Teufel und die Polizei haben überall ihr Spiel. Gegen beide muß man immer auf der Hut sein. Passe also auf, für den Fall, daß wir getrennt werden möchten. Aus dem Walde dort kommen wir in flaches Land. Zuerst ist es offen, Acker und Weide, ohne Hecken oder Zäune. Die Passage wäre gefährlich, wenn ich mich nicht soeben überzeugt hätte, daß dort alles still ist. Sodann kommt eine kleine Buchenholzung. Sie muß unser nächstes Ziel sein. Durch sie geht es in gerader Richtung hindurch, nicht rechts, nicht links. Zu beiden Seiten ist bewohnte Gegend. Links, von dem Gehölze fast verdeckt, liegt ein Dorf; rechts auf einer Anhöhe ein adliges Schloß. Hinter dem Buchen-

wäldchen ist eine tiefe Wiesenniederung; auch durch diese geht es in gerader Richtung. Sie ist uns nicht gefährlich, da sie mit vielfach zusammenlaufendem Erlengesträuch bewachsen ist, durch das wir uns fast fortwährend, dem fernen Blicke verborgen, hindurchschlagen können. Die Wiese endet am Fuße des Berges, über den wir müssen. So viel ich mich erinnere trennt zwar beide ein Graben, der jetzt infolge des Regens Wasser haben wird; allein er ist nicht tief, man kann höchstens bis an die Knie hineinkommen. Hast du dir alles wohl gemerkt?

Vollkommen.

Kommen wir nun auseinander, so bleibt unser letztes Ziel immer die Kuppel des runden Berges. Dort treffen wir uns wieder. Indeß wirst du deinerseits keinesfalls auf mich dort warten. Du hast nur darauf zu sehen, sobald als möglich den Grenzgraben zu überschreiten. Du kannst ihn nicht verfehlen, er zieht sich an dem ganzen jenseitigen Fuße des Berges entlang. Tief ist er gleichfalls nicht. — Und nun frisch und munter auf diesen französischen Grenzgraben los.

Der Gefährte zögerte.

Sollten wir nicht die Dunkelheit abwarten? sagte er. In einer kleinen Stunde muß sie eingetreten sein.

Beileibe nicht, Freund. Ich bedaure es um deiner

Müdigkeit willen. Aber wenn man uns überhaupt in diesem Walde vermuthet, so vermuthet man auch, daß wir ihn nur bei der Dunkelheit verlassen werden. Wir müssen also nothwendig zuvorkommen.

Sie gingen vollends dem Rande des Waldes zu. Waldemars Kräfte schienen durch das kurze Ausruhen von neuem gewonnen zu haben.

An den letzten Bäumen standen sie still. Wiederholt wurde nach allen Seiten gespäht und gelauscht.

Die Gegend war, so weit man sie übersehen konnte, ganz so, wie Franz sie beschrieben hatte. Vor ihnen lag in weiter Ausdehnung flaches Acker- und Weideland. Hinter demselben eine dunkle Holzung. Ueber dieser blickte in gerader Richtung die hohe, mit Wald bewachsene Kuppel des runden Berges herüber, an dessen jenseitigem Fuße die Grenze lag. Links von der Holzung, durch eine Oeffnung der letzten Bäume derselben, sah man den Kirchthurm des Dorfes. Rechts von ihr lag auf einer runden, isolirten Anhöhe ein weitläufiges Gebäude, oder vielmehr, wie man zu unterscheiden glaubte, ein Zusammenbau mehrer Gebäude, fast die ganze Fläche der Anhöhe einnehmend. Den Mittelpunkt schien ein schloßähnliches Wohngebäude zu bilden, mit mehren Thürmen, in frischem Abputz freundlich in der Abendsonne glänzend. Ein

eigenthümliches Aussehen bekamen diese Gebäude dadurch, daß sie, wie man deutlich erkennen konnte, rund umher mit hohen Mauern und Wällen umgeben waren. Man konnte meinen, eine Art von Bergfestung vor sich zu sehen.

Etwas Verdächtiges zeigte die Gegend auch jetzt nicht. Man konnte die weite Fläche nach allen Richtungen übersehen. Aber man sah keine andere Bewegung, als auf dem Ackerfelde hin und wieder einzelne Pflüger. Das Knarren der Pflugräder war auch der einzige Laut, der sich dem Ohre mittheilte.

Du siehst, sagte Franz, wir können uns hier für so vollkommen sicher halten, als man es in unsrer Lage nur immer sein kann.

Sie verließen den Wald und gingen mitten durch das Blachfeld, in gerader Richtung auf die jenseits gelegene Buchenholzung zu.

Waldemars Blicke waren nach dem auf der Anhöhe gelegenen Schlosse gerichtet, mit einem Ausdrucke der Neugierde und alter Erinnerungen.

Kennst du den Namen jenes Schlosses? fragte er seinen Begleiter.

Ich habe ihn gewußt, aber vergessen. Ich besinne mich vergeblich darauf.

Auch ich besinne mich vergebens auf dieses Schloß.

Es ist mir, als wenn ich es schon früher gesehen hätte. Und doch bin ich nie in dieser Gegend gewesen. So weit meine Erinnerung reicht, bestimmt nicht. Auch in früherer Kindheit nicht; meine Eltern würden mir davon erzählt haben.

Vielleicht hast du eine Abbildung davon gesehen?

Auch das kann nicht wol sein. Jene dunkle Erinnerung ist eine andere, als sie von einem gewöhnlichen Bilde zurückbleiben kann. Sie erweckt zugleich eine Wehmuth, eine unbestimmte Sehnsucht in mir, wie nach etwas sehr schmerzlich Verlorenem.

So könnte man, bemerkte Franz lachend, am Ende nur noch annehmen, du seiest einmal in deinem Vorleben hier gewesen, und habest davon diese Ahnung zurückbehalten. Du weißt, ich glaube mitunter an eine Seelenwanderung. Es fragt sich nur, als was du früher hier existirt haben magst. Da du nun zugleich jene Sehnsucht nach etwas schmerzlich Verlorenem, also eine so sehr süße Sehnsucht hast, so kannst du wenigstens nicht als einer jener Ackergäule hier gewesen sein, die den schweren Pflug dort ziehen. Nicht einmal als einer jener Bauernburschen, denen ihre Arbeit auch sauer genug zu werden scheint, obwol andrerseits aus dem Begriffe der Seelenwanderung nichts im Wege stände. Denn zwischen einem Bauern-

burſchen und einem hochadligen Junker iſt noch immer ein Unterſchied, der ſchon als eine erhebliche Stufe auch in der Seelenwanderungsſcala bezeichnet werden kann. Bei der Süßigkeit deiner Sehnſucht komme ich daher auf den Gedanken, daß du vielleicht einſtmals als verliebter Kater auf den Zinnen jener Burg des Nachts im Mondenſchein herumſpaziert biſt. Oder wärſt du, weil doch deine Erinnerung auch wieder ſo ſehr dunkel iſt, vielleicht nur in unbewußtem Pflanzenleben dageweſen, etwa als das Moos einer einladenden Liebesbank? — Aber verzeih, ſetzte der Schwätzer mit liebevoller Bitte hinzu, als er ein trübes Auge des Freundes zu bemerken glaubte; ich wollte dich nicht verletzen. Ich ſuche nur die Sorgen und Beſorgniſſe des Augenblicks von dir hinwegzuſcheuchen.

Er nahm die Hand des Gefährten und drückte ſie.

Ich kenne dich ja, Franz, erwiderte dieſer freundlich. Ich kenne ja dich und deine aufopfernde Freundſchaft für mich. Es war etwas Anderes, was in dieſem Momente mich bewegte. Ich habe die Erinnerung an jenes Schloß wiedergefunden. Ich hatte in der That nur eine Abbildung davon geſehen. Ein bloßes Bild. Aber das Bild hing in dem Schlaf-

cabinet meiner Mutter, wo so oft die Liebe des treuen Mutterherzens mich umfing, und die Mutter hing oft mit einem wunderbar schmerzhaften Blicke, wie es mir manchmal vorkam, mit Thränen, an diesem Bilde. Siehst du, wie da meine Erinnerung eine so wehmüthige und sehnsüchtige Färbung erhalten konnte? Und zumal heute? Wie mag das arme Mutterherz sich heute, in dieser nämlichen Stunde, abängstigen um den Sohn, den sie entweder unter den Todten oder im Kerker glaubt, dem Tode entgegensehend, einem schmachvollen Tode.

Sieh nicht so schwarz, Waldemar, unterbrach ihn der Freund. Der Schmerz übertreibt immer, auch jetzt bei dir. Wie du weder todt noch im Kerker bist, sondern hoffst, noch heute Abend beiden entronnen zu sein, so kann auch deine Mutter ebensowol denken, du seist in der That beiden schon entronnen. Das Mutterherz hofft ebensogern als es sich ängstigt. Erzähle mir lieber von dem Schlosse, wenn du davon weißt. Es wird uns zerstreuen.

Du hast recht, Franz. Morgen hoffe ich sie vollständig beruhigen zu können. Von dem Schlosse dort soll ich dir erzählen? Ich weiß wenig davon, fast nichts. Es muß einem Grafen von Wolkenstein gehören.

Potz Wetter, rief der andere. Da fällt auch mir

wieder der Name bei. Wolkenſtein, ſo iſt auch der Name des Schloſſes.

Ich glaube, die Grafſchaft Wolkenſtein war früher reichsunmittelbar. Der noch lebende Beſitzer war der letzte ſouveräne Herr. Unter ſeiner Regierung wurde das Ländchen mediatiſirt. Er ſoll ein merkwürdiger Kauz ſein, der ſich in einer ganz beſonderen Umgebung bewegt und gefällt.

Und deine Mutter? In welchen Beziehungen ſtand ſie oder ſteht ſie zu der Familie, oder zu dem Schloſſe, oder am Ende nur zu dem Bilde?

Sie iſt eine Verwandte des Hauſes Wolkenſtein. Weiter iſt mir nichts bekannt. In Verbindung ſtanden wir mit der Familie nicht. Nur hat mir mein Vater zuweilen von den Sonderbarkeiten des alten Grafen erzählt. Namentlich iſt mir davon eine eigenthümliche Hausordnung des alten Mannes im Gedächtniſſe geblieben. Das Schloß iſt wie eine Feſtung gebaut, und auch ſo von aller Welt abgeſchnitten. Der Alte iſt ſelbſt Commandant, und führt als ſolcher ſtets die Schlüſſel der Feſtung bei ſich. Ohne ſeine Erlaubniß darf niemand aus oder ein. Das iſt genug. Um die Sonderbarkeit voll zu machen, wird das Feſtungsthor in jeder Woche nur an einem einzigen Tage geöffnet, ſo daß alles, was dann im Schloſſe iſt, acht Tage

darin gefangen bleibt. Der unüberwindliche Eigensinn des Mannes soll keine Ausnahme zulassen, auch nicht bei Krankheiten oder Todesfällen.

Ein possirlicher Mensch, dieser dein alter Vetter, mag er nun ein närrisches Gelübde geleistet haben oder nicht.

Ein Gelübde? Ich glaube kaum. Nun, wie gesagt, ein unüberwindlicher Eigensinn soll den Mann leiten.

Auf alle Fälle ein Original.

Sie hatten das flache Feld zurückgelegt, auch bereits einen Theil der jenseits gelegenen Buchenholzung hinter sich. Jemehr sie sich dem Ende dieser letzteren näherten, desto vorsichtiger wurde ihr Weitergehen. Sie brachen ihr Gespräch ab, um ganz Aufmerksamkeit, ganz Auge und ganz Ohr für die Gegend zu sein. Sie waren hier mehr in der unmittelbaren Nähe eines belebteren Verkehrs. An der einen Seite der Holzung lag ein nicht unbedeutendes Dorf; auf der andern Seite war zwar in nächster Nähe nur das Schloß Wolkenstein mit seinem blos auf einen Tag in der Woche beschränkten Verkehr; an derselben Seite zog sich aber eine große, vielbesuchte Chaussee dicht neben dem Gehölze hin. Ein Landweg setzte das Dorf mit der Kunststraße in Verbindung.

Dieſen Landweg hatten ſie zu paſſiren. Es konnte das allerdings in einem kurzen Moment geſchehen, indem der Weg eben nur in ſeiner geringen Breite zu überſchreiten und unmittelbar zu ſeinen beiden Seiten hinreichendes Buſchwerk zum Verbergen war, auf der einen Seite das Buchenwäldchen, auf der andern das Erlengebüſch der Wieſe. Allein eben weil das Wäldchen einen ſo ſehr bequemen Punkt bildete, von dem aus in der Nähe der Grenze auf eine zu dieſer hinführende Straße zu gelangen war, konnte es nicht unwahrſcheinlich ſein, daß, wenn man überhaupt Flüchtlingen nach der Grenze auf der Spur war, die Straße hier beſetzt und bewacht ſein werde.

Es waren dies Bedenken, welche der der Gegend kundige Wanderer Franz ſeinem Gefährten während des Durchſchreitens der Holzung mittheilte, mit dem Hinzufügen, daß ihm erſt jetzt wieder dieſe Umſtände in das Gedächtniß gekommen ſeien. Vielleicht war dies richtig, vielleicht hatte er ſie auch früher verſchwiegen, um dem erſchöpften und kränklichen Freunde mehr Muth zu laſſen.

Schritt vor Schritt, ohne alles Geräuſch, von Baum zu Baum ſchlüpfend, erreichten ſie den Weg zwiſchen Holz und Wieſe. Horchend blieben ſie ſtehen. Sie hörten nichts auf dem Wege; nur aus der Ferne

links vom Dorfe her kamen unverdächtige Laute der gewöhnlichen Beschäftigungen der Dorfbewohner.

Franz trat zuerst in den Weg.

Bleibe zurück, sagte er zu dem Gefährten, bis ich dir winke, mir zu folgen. Ich muß sehen, ob die Luft völlig rein ist.

Waldemar blieb, an einen Baum gelehnt, zurück.

Der Weg war durch einen schmalen und niedrigen Graben von dem Holze getrennt, der Graben hatte wenig Wasser. Franz stieg in denselben hinein. Behutsam bog er sich vor. Er konnte so eine nicht unbedeutende Strecke des Weges nach beiden Seiten übersehen, ohne selbst sobald bemerkt zu werden. Er sah nichts. Aber in dem Augenblicke, als er aus dem Graben auf den Weg hervorsteigen wollte, hörte er vom Dorfe her Stimmen. Er zog sich schnell zurück. Die Stimmen kamen näher. Unzweifelhaft naheten sich mehre Personen auf dem Wege, aus dem Dorfe oder wenigstens aus der Gegend desselben kommend. Es schien sogar, als wenn man das Klirren eines Säbels vernehme.

Franz verließ auch den Graben und begab sich ins Gehölz zu seinem Gefährten zurück.

Es kommen Menschen, flüsterte er diesem zu, Laß uns tiefer in den Wald treten.

Sie gingen einige Schritte tiefer in den Wald. Hinter einer ſtarken, von dichtem Gebüſch umgebenen Buche ſtellten ſie ſich auf. Sie konnten unbemerkt ſehen, was auf dem Wege vorbeikam.

Die Stimmen waren immer deutlicher zu hören. Es ſchienen weibliche Stimmen zu ſein; doch konnte man manchmal meinen, auch eine männliche zu unterſcheiden, Worte waren nicht zu verſtehen. Das Klirren eines Säbels wiederholte ſich einige Male. Zu ſehen war noch niemand.

Die Sache geht gut, ſagte Franz leiſe zu ſeinem Begleiter. Schlimmſtenfalls iſt dort ein Gendarm oder gar ein Linienunteroffizier, der auf uns vigilirt, und unterdeß zum Zeitvertreib eine, vielleicht gar eine doppelte Dorfſponſade eingeleitet hat. Er wird die Glückliche, die in ihrer Dorf- und Waldeinſamkeit noch niemals den bunten Flitterſtaat einer Uniform geſehen, oder das klirrende Spiel eines raſſelnden Säbels gehört hat, begleiten, vielleicht zum Melken der Kühe, oder zu irgend einer andern idylliſchen Beſchäftigung, und uns ſo volle Muße geben, hinter ſeinem Rücken über den Weg zu huſchen und drüben die Erlen zu gewinnen, zwiſchen denen wir ſicher ſind.

Ich beneide dich um deinen frohen Muth, ſagte der Gefährte. Mich hat die Natur ernſter geſchaffen.

Ich weiß, aber nicht weniger muthig, ſogar unbeſonnener, trotz des Ernſtes.

Manchmal, nicht immer.

Dies Mal.

Still! ſie kommen.

Da ſind ſie.

Alle Wetter, ich möchte laut auflachen. Hat uns der Burſch da mit den Dämchen in Angſt geſetzt.

Sei ſtill, Franz.

Ei, das iſt ja ein Gardelieutenant, mit zwei Damen promenirend, wahrſcheinlich von deiner Verwandtſchaft auf dem Schloſſe. Vor denen haben wir uns nicht zu fürchten.

Aber ich bitte dich, wenn ſie uns bemerkten.

Du haſt recht. Beſſer iſt beſſer. Wir laſſen ſie vorüber, und dann raſch über den Weg geſprungen. Sie ſcheinen in tiefem Geſpräche zu ſein, wahrſcheinlich über die neueſten Moden in der Reſidenz. Uns werden ſie nicht bemerken.

Es war in der That ein junger Mann in der Uniform eines Lieutenants der Gardehuſaren, der mit zwei Damen in langſamer Abendpromenade vorüberſchritt. Der Lieutenant war ein kleines und ſehr zierliches, geſchniegeltes Männchen; man hätte ihn für ein anmuthig in die bunte Uniform verkleidetes Frauen-

zimmer halten können, wenn nicht seine Oberlippe ein blonder Schnurrbart geziert hätte, der allerdings gleichfalls sehr zierlich war. Die beiden Damen waren in der Ferne nicht genauer zu erkennen. Die vorstehenden Frühlingshüte und die weiten und tief herabhängenden Wiener Shawls verbargen Gesicht, Wuchs und Alter; nur konnten sie die hohe Gestalt und den stolzen Gang der einen nicht verbergen, an deren Seite der Lieutenant fast wie ein Zwerg einherschritt.

Der Lieutenant führte das Wort. Die Damen hörten ihm aufmerksam zu. Es mochte sein, daß er von der neuesten Mode in der Residenz erzählte, vielleicht auch von wilden Pferden, die von den Unteroffizieren des Regiments geritten wurden, und von Duellen, die er nicht gehabt hatte. Die Spitze der Säbelscheide ließ er zuweilen, wenn grade ein Stein im Wege lag, klirrend den Boden berühren.

Er war in seine Rede so sehr vertieft, daß er mit seiner Begleitung stehen blieb.

Auf einmal wurden vom Dorfe her mehre durcheinanderrufende Stimmen laut. Man hörte um Hilfe rufen, dann die Worte: Schlagt ihn todt! Auf, auf, hinter ihm drein! — Hallo, hallo!

Gleich darauf rief es dringend: Rettet euch! Rettet euch!

Der Lieutenant und die beiden Damen achteten auf das Geſchrei nicht. Sie waren Ariſtokraten; das Geſchrei kam von Bauern und Arbeitern des Feldes.

Der Lieutenant erzählte lebhaft weiter. Die Damen horchten aufmerkſam zu.

Rettet euch, rettet euch! rief es dringender.

Die beiden Freunde in ihrem Verſteck waren auf das Rufen aufmerkſam geworden.

Franz beugte ſich vor und ſah den Weg hinauf. Er wurde unruhig.

Zum Teufel, ſagte er. Ein großer Hund kommt des Weges gerannt. Das Thier ſieht ganz aus wie ein toller Hund.

Ein toller Hund, ein toller Hund! erſcholl es in dieſem Augenblicke lauter und warnend aus der Ferne.

Jetzt wurden auch der Lieutenant und ſeine Begleiterinnen aufmerkſam.

Der Lieutenant erblaßte.

Die Damen ſchrieen entſetzt auf.

Retten Sie ſich, rief der Lieutenant. Ueber den Graben in den Wald!

Alle drei eilten an den Graben.

Der Lieutenant ſprang mit einem behenden Satze auf die andere Seite des Grabens.

Die Damen wollten ſeinem Beiſpiele folgen.

Allein die eine verſtrickte ſich in ihren Kleidern. Sie fiel am Rande des Grabens nieder.

Die andere hemmte ihren Schritt. Es war die mit der hohen Geſtalt und dem ſtolzen Gange.

Sie ergriff den Arm der Gefallenen und ſuchte dieſe emporzureißen.

Auf, auf, gnädige Tante, rief der Lieutenant, indem er mit ſeinen Händen über den Graben hin nach den Damen zu reichen ſuchte.

Waldemar, ſagte Franz zu ſeinem Begleiter. Bleibe hier zurück. Ich muß hin.

Ich begleite dich, Franz.

Sei kein Thor, du bleibſt.

Franz war ſchon aus dem Verſtecke hervorgeſprungen. Er zog unter ſeinem Rocke ein Doppelterzerol hervor. Er ſpannte beide Hähne und ſprang über den Graben auf den Weg.

Auf dieſem kam der Hund daher gerannt. Ein großes, zottiges Thier, mit allen ſcheußlichen Zeichen der Tollwuth. Es wollte an ihm vorbeiſtürzen, in der Richtung nach den beiden Damen.

Raſch ſchoß Franz nach dem Thiere. Die Kugel hatte getroffen, aber nicht tödtlich. Mit einem wüthenden Satze ſprang jetzt der Hund auf den Gegner los. Eine zweite wohlgezielte Kugel ſtreckte ihn vollends nieder.

Franz sah noch nach dem Thiere, als schon der Lieutenant neben ihm stand, mit gezogenem Säbel, und einen fürchterlichen Hieb nach dem Kopfe des todten Hundes führend. Der Streich trennte fast den Kopf vom Rumpfe.

Beinahe wären Sie mir zuvorgekommen, sagte der tapfere kleine Krieger zu Franz.

Franz sah ihn anfangs verwundert an. Dann mußte er laut auflachen.

Beinahe Falstaff und der todte Percy, sagte er.

Er wandte sich nach dem Walde zurück.

Komm, Waldemar, rief er mit gedämpfter Stimme hinein.

Der Freund kam.

Jetzt thut Eile doppelt Noth, drängte Franz. Die Schüsse werden alles auf die Beine gebracht haben.

Sie eilten quer über den Weg und verschwanden auf dessen andrer Seite in dem Erlengebüsch der Wiese.

Es hatte sie niemand bemerkt. Der Lieutenant war mit den beiden Damen beschäftigt, von denen die eine ohnmächtig in den Armen der andern umgesunken war.

Die beiden Freunde eilten rasch durch das Gebüsch weiter. Der weitläufige Wiesengrund, in dem sie sich befanden, konnte in der Strecke, in der sie ihn zu

durchschreiten hatten, etwa eine Viertelmeile messen. Nur ein Zeitraum von noch etwa zwanzig Minuten trennte sie also von dem Berge, auf dem sie, aller Vermuthung nach, sich beinahe außer Gefahr wissen konnten. Sie eilten um so mehr, aber auch um so vorsichtiger.

Sie hatten noch nicht den vierten Theil der Wiese erreicht, als sie abermals lautes Schreien vernahmen. Es waren diesmal keine Hilferufe, sondern gegenseitige Zurufe mehrer Personen, von verschiedenen Seiten her. Theils kamen sie vom Dorfe, theils aus der Gegend, in welcher das Abenteuer mit dem Hunde stattgefunden hatte; sogar auf einer dritten Seite, nach dem Berge zu, schienen antwortende Stimmen laut zu werden.

Die verdammten Schüsse, sagte Franz, sie haben in der That die ganze Gegend alarmirt. Was nun?

Vorwärts, antwortete Waldemar, unsrem Ziele, dem Berge zu.

Hörst du denn nicht auch vor uns die Stimmen?

Es können Landleute, Hirtenknaben oder sonst Leute sein, die zufällig in das allgemeine Rufen einfallen.

Und dadurch die andern herbeilocken werden.

Schlimmstenfalls haben wir noch sechs Schüsse.

Aber auch noch eine Weile bis zur Grenze. Und

horch, ich höre in dieſem Augenblicke den Galop von Pferden.

Ueber den Berg holen Pferde uns nicht ein.

Aber wol um den Berg herum. Reiterei iſt zweimal früher unten im Wege jenſeits des Berges, als wir.

Franz, iſt dir auf einmal der Muth ausgegangen?

Ich fürchte nur, daß die Beſonnenheit mir ausgeht.

Er ſtand ſtill und hielt auch den Freund an.

Kannſt du eine Viertelſtunde lang noch tüchtig laufen, Waldemar?

Ich hoffe es; ich werde alle meine Kräfte anſtrengen.

Verſuche es. Uns bleibt nur ein Ausweg. Vom Dorfe her drängt es heran. Hinter uns wird es immer lauter. Vor uns antwortet man. Wir haben alſo nur noch die rechte Seite frei. Dort iſt die Chauſſee; ſie wird dieſem Augenblick unbeſetzt ſein. Alles, was dort vielleicht war, wird ſich nach dem Orte unſres Abenteuers, nach dem Dorfe und nach der Grenze hingezogen haben. Alſo fort zu der Chauſſee.

Und dann weiter?

Weiteres müſſen die Umſtände bringen. Wahrſcheinlich wird man zunächſt von dem Wege hinter uns

und vom Dorfe her die ganze Wieſe durchſuchen, bis zum Fuße des Berges hin. Hat man nichts gefunden, iſt man alſo namentlich auch gewiß, daß wir nicht den Berg können erreicht haben, ſo wird man ſich dann wieder auf die Seite wenden, und jedenfalls werden Wieſe und Berg wieder völlig frei werden. Es kommt deshalb nur darauf an, bis dahin uns auf oder an der Chauſſee zu halten.

Wenn es nun aber anders käme, Franz?

Dann wird Gott weiter helfen, trotz des dummen Streichs in Frankfurt. Und, du ſelbſt ſagteſt es ja, ſchlimmſtenfalls haben wir noch ſechs Schüſſe; eigentlich acht; denn, haben wir einen Augenblick Ruhe, ſo lade ich wieder. Alſo friſch darauf los, der Himmel wird dir deine Kräfte ſtählen — zum Laufen.

Sie verließen die bisher verfolgte Richtung nach dem Berge hin und eilten im geraden Winkel rechts in die Wieſe hinein. Das Erlengebüſch, das ſich auch in dieſer Gegend durch die Wieſe zog, verbarg ſie.

Das Rufen hinter ihnen wurde lauter; immer mehr Stimmen ſchienen ſich hineinzumiſchen; von immer mehr Punkten wiederholte es ſich. Aber es folgte ihnen nicht; es kam ihnen nicht näher.

Die beiden Flüchtlinge liefen unaufhaltſam weiter. Schon ſahen ſie in nur geringer Entfernung eine quer

vor ihnen sich herziehende doppelte Reihe von Obst- und Maulbeerbäumen.

Die Chaussee, sagte Franz ermunternd zu dem Begleiter. Noch zwei Minuten und wir können ausruhen.

Die Aufmunterung that Noth. Waldemars Kräfte schienen beinahe völlig erschöpft zu sein. Sein Athem keuchte; sein Gesicht war leichenblaß geworden; die Augen waren von breiten schwarzen Rändern umzogen.

Noch zwei Minuten, armer Waldemar, wiederholte Franz.

Diese zwei Minuten sollten gefahrbringend für sie werden.

Das Erlengebüsch war zu Ende; die Strecke, die sie bis zu der Chaussee noch zurückzulegen hatten, war fast ganz freies Wiesenland. Nur noch eine einzige Gruppe von Erlen befand sich dort. Von der Chaussee aus konnte man die beiden völlig deutlich herannahen sehen. Selbst von jener Stelle aus, wo der Hund getödtet war, und wo noch immer die meisten Stimmen laut wurden, konnte man sie bemerken.

Franz gewahrte das wol, aber er machte den Freund nicht darauf aufmerksam. Desto angelegentlicher wies er darauf hin, daß die Chaussee leer sei.

Ich hatte recht, Waldemar, sagte er, unsre Ver-

folger haben ſich nach der andern Seite hingewandt. Vor uns iſt es frei.

Er ſollte ſich faſt in demſelben Augenblicke überzeugen, daß er ſich getäuſcht hatte.

Auf der Chauſſee gewahrte er plötzlich Menſchen. Sie bewegten ſich unter einem Baume, der ſie bisher verborgen hatte, nahe der Stelle, an welcher die Flüchtlinge die Chauſſee erreichen wollten.

Die beiden Freunde hielten ihre Schritte an.

Gleich darauf bemerkten ſie einen andern Gegenſtand, der ihren Augen bisher durch die Erlengruppe entgangen war. Ein Wagen mit zwei Pferden beſpannt hielt dort auf der Chauſſee.

Zu den Erlen, flüſterte Franz ſeinem Begleiter zu. Noch hat man uns nicht geſehen.

In wenigen Secunden waren ſie bei den Erlen. Man ſchien ſie in der That auf der Chauſſee nicht bemerkt zu haben. Man konnte ſie dort auch ferner nicht ſehen; die Erlengruppe verbarg ſie.

Aber anderswo ſchien man ſie deſto genauer bemerkt zu haben. Von der Gegend her, wo der Hund erſchoſſen war, wurde das Rufen lauter; es kam von da näher.

Zu gleicher Zeit hatten die Perſonen auf der Chauſſee ſich zu dem dort haltenden Wagen begeben und dieſen erreicht. Sie machten bei ihm Halt.

Franz ſah durch die Erlen ſchärfer zu ihnen hin.

Der tapfere Lieutenant mit ſeinen beiden Damen, flüſterte er dem Freunde zu. Die Equipage ſcheint auf ſie gewartet zu haben.

Raſch fuhr er plötzlich fort: Alle Wetter, da kommt mir ein Gedanke. Gebe Gott, daß es nur dies Mal kein trivialer oder ſonſt unglücklicher iſt. Folge mir, Waldemar, folge mir in allem. Widerſprich mir nicht, widerſetze dich nicht.

Was haſt du vor?

Folge mir; folge mir nur. Fort, fort. Wir haben keine Wahl.

Er ergriff den Arm des Freundes. Er ſprang hinter dem Gebüſch hervor, den Freund hinter ſich herziehend. Sie rannten nach der Chauſſee, gerades Weges auf den Wagen zu.

Der Lieutenant hatte eine der Damen in dieſen ſchon hineingeſchoben. Auch die zweite, von ihm unterſtützt, hatte ſich geſetzt. Der Lieutenant wollte ihr folgen.

In dieſem Augenblicke erreichten die Flüchtlinge den Wagen. Niemand hatte ſie bemerkt.

Der Lieutenant ſetzte den einen Fuß in den Wagentritt. Er zog den andern nach; auf einmal fühlte er ſich von hinten angefaßt.

Franz hatte ihn bei der Schulter ergriffen.

Platz da! rief er dem überraschten Offizier zu.

Er riß den kleinen Mann von dem Wagen zurück und schleuderte ihn auf die Chaussee.

Hinein, rief er dann Waldemar zu, und als der Freund zögerte, ergriff er auch ihn, umfaßte ihn mit beiden Armen, warf ihn in den Wagen hinein, schlug die Thür hinter ihm zu, sprang auf den Bock zu dem Kutscher, setzte sich neben diesen, zog ein Pistol hervor, und sagte zu dem Menschen: Fort, Kerl, oder du bist des Todes. Fort, was die Pferde rennen können!

Der erschrockene Kutscher hieb auf die Pferde.

Pferde und Wagen flogen in rasender Eile auf der Chaussee dahin.

Der Lieutenant schrie aus Leibeskräften hinter ihnen her: Räuber, Räuber! Hilfe, Hilfe!

Die eine der beiden Damen im Wagen wiederholte das Geschrei des Lieutenants.

Räuber! Hilfe! rief sie.

Der Wagen flog schneller.

Soeben ging die Sonne unter. Aus der Schlucht rechts von dem runden Berge drangen ihre letzten Strahlen hervor. Sie fielen in den Wagen hinein.

Franz wandte sich zurück nach den Damen im Wagen. Die eine derselben war bejahrt. Es war ein

altes, hageres Gesicht mit sehr langer, spitziger Nase, zusammengeschrumpften Lippen und pechschwarzen, falschen Locken. Sie war es, die das Geschrei des Lieutenants wiederholt hatte. Sie öffnete den Mund von neuem. Als Franz sich umwandte, verstummte sie.

Ein schöner weiblicher Kopf zeigte sich an ihrer Seite. Ein jugendliches, feines Gesicht, die Lippen frisch und voll, die Nase aristokratisch vornehm gebogen, der Blick der schwarzen Augen stolz, die Haut außerordentlich zart und durchsichtig; die Röthe der Wangen war für einen Augenblick zurückgedrängt, einen desto eigenthümlichern Reiz goß die Röthe der letzten Strahlen der Sonne über das Gesicht.

Das stolze Auge der jungen Dame traf das muthige des jungen Mannes auf dem Kutscherbock, und sah voll in sein nicht minder fein und vornehm geschnittenes Gesicht, das gleichfalls von dem Lichte der untergehenden Sonne umflossen war.

Die vier Augen sahen einander eine Weile unverwandt an, während die Lippen stumm blieben.

Unwillkürlich fühlte sich der junge Mann zu einem lauten Lachen gereizt. Die ganze Situation drängte ihn dazu: der noch immer auf der Chaussee schreiende Lieutenant, der dieser stolzen, vielleicht von ihm an-

gebeteten und ihn oder seine Uniform wieder anbetenden Dame gegenüber heute eine so klägliche Rolle gespielt, wahrscheinlich sie aber desto mehr von seinen Heldenthaten, besonders von jenem heldenmüthigen Streiche auf den todten Hund, unterhalten hatte. Diese stolze junge Dame, die offenbar nicht wußte, was sie aus ihm, Franz, machen sollte, deren stolzer, fremder Blick aber jedenfalls zeigte, daß sie bei dem Abenteuer mit dem Hunde ihn nicht bemerkt habe, und auch von seinem Antheile an demselben nichts wisse, also auch durch den Lieutenant nichts erfahren habe; die alte Dame, die um Hilfe schreien wollte und nicht den Muth dazu hatte, deren Augen vor Angst kaum aufzublicken wagten, und deren große Nase nur Zorn und Wuth schnaubte; Waldemar, der, kämpfend mit dem Eindrucke der Vorstellung, unter welchen verzweifelten Umständen er sich hier einer wahrscheinlichen Verwandten vorgestellt habe, verlegen und schweigend vor sich hinstarrte; der Kutscher auf dem Bocke, den der Angstschweiß in den martialischen, krausen, schwarz gewichsten Bart hinunterfloß, und der in seiner Angst die ohnehin schon mehr fliegenden als laufenden Pferde nicht genug antreiben konnte; endlich er, Franz selbst, der Schöpfer dieser mehr als eigenthümlichen Lage, für einen Räuber, vielleicht für noch etwas Schlimmeres

gehalten, und gezwungen, sogleich wieder eine andere, ihm nicht mehr zukommende Rolle zu spielen, das alles konnte allerdings wol geeignet sein, ihn einen Augenblick das auf der andern Seite liegende Bedenkliche und Gefährliche der Situation vergessen zu lassen, und ihm jenes laute Lachen abzuzwingen.

Die alte Dame schüttelte sich bei diesem Lachen vor neuer Angst. Es mochte ihr satanisch genug vorkommen.

Das Gesicht der jungen Dame aber färbte sich mit der Glut des Zornes. Ihre Augen blitzten in muthigem Stolz.

Mein Herr, welches Betragen! sagte sie zu dem Lachenden.

Die Worte zeigten, daß sie ihn wenigstens nicht für einen gewöhnlichen Räuber hielt.

Franz sammelte sich zum Ernst.

Meine Damen, sagte er, ich habe mir dringend Ihre Verzeihung zu erbitten. Das durchaus Eigenthümliche meiner Lage —

Wer sind Sie, mein Herr? unterbrach ihn stolz die junge Dame.

Darf ich bitten, darüber später —?

Mein Herr, wer sind Sie und was wollen Sie?

Meine Gnädige —

Mein Herr, unterbrach ihn ſtrenger die junge Dame. Ich verlange keine Worte von Ihnen. Es iſt mir am Ende auch gleichgiltig, wer Sie ſind. Ich verlange nichts weiter, als daß Sie auf der Stelle mit dieſem Menſchen hier uns verlaſſen.

Sie zeigte zugleich auf Waldemar.

Franz hätte beinahe noch einmal laut auflachen müſſen.

Er erwiderte: Ich bedaure lebhaft, meine Gnädige, Ihrem Verlangen, Ihrem Befehle nicht entſprechen zu können. Ich werde ſpäter die Ehre haben —

Die Dame hörte nicht auf ihn. Friedrich, rief ſie dem Kutſcher zu, halte die Pferde an. Ich befehle es dir.

Der martialiſche Bart warf einen ſcheuen, ängſtlichen Seitenblick nach ſeinem Geſellſchafter auf dem Bocke. Dem Befehle der Herrin nachzukommen wagte er nicht.

Ich bedaure, meine Gnädige, bemerkte Franz, daß Ihr Kutſcher für jetzt einem andern Befehle als dem Ihrigen gehorchen muß. Sie möchten denn, ſetzte er mit einem etwas boshaften Lächeln hinzu, die Güte haben wollen, Ihre Befehle mit den meinigen in Uebereinſtimmung zu ſetzen.

Die Dame antwortete ihm nicht.

Friedrich! rief ſie noch einmal befehlend dem Kutſcher zu.

Nein, gnädiges Fräulein, ſagte Franz ernſthafter, machen Sie den armen Burſchen nicht verwirrt oder nicht unglücklich.

Was ſoll das heißen, mein Herr?

Wenn er die Pferde anhielte, ſo würde ich ihm eine Kugel durch den Kopf jagen müſſen.

Müſſen, mein Herr?

Ja, müſſen, mein Fräulein.

Bei Gott, das will ich ſehen, rief die junge Dame, mit einem plötzlichen, raſchen Entſchluſſe.

Sie ſprang von ihrem Sitze auf, bog ſich hinüber zu dem Kutſcher und riß ihm die Zügel der Pferde aus der Hand.

Ein kräftiger Ruck der Zügel, und die Pferde ſtanden.

Jetzt jagen Sie mir Ihre Kugel durch den Kopf.

Sie ſtand da, eine hohe, ſtolze Geſtalt, die Zügel in der Hand, die edle Stirn, die zarten Wangen geröthet, die Augen muthig leuchtend, die Lippen herausfordernd aufgeworfen, von dem hellen Purpur einer in der Abendröthe leuchtenden Wolke übergoſſen, anzuſehen faſt wie jene hohe Göttin der Griechen, die Roſſe vor dem Kriegswagen lenkend.

Auch Franz war aufgesprungen. Ihre Bewegungen waren zu rasch gewesen, als daß er ihr das Ergreifen der Zügel hatte wehren können. Im ersten Momente wollte er ihr diese wieder entreißen. Er besann sich, aber er war unschlüssig, was er anders thun könne.

So standen die beiden einander zum zweiten Male dicht gegenüber; der Athem ihrer bewegten Brust berührte sie gegenseitig, die Augen blickten fest und gerade ineinander.

Mein Fräulein, sagte Franz nach einigem Besinnen, waren Sie es vorhin, auf die der tolle Hund zustürzte, oder war es die Dame an Ihrer Seite?

In das Gesicht der jungen Dame ergoß sich eine vollere Glut. War es die Glut der Scham über die Furcht, die sie bei jenem Abenteuer an den Tag gelegt hatte, oder was war es sonst?

Was soll die Frage? erwiderte sie.

Was die Frage soll? Meinen Sie, mein Fräulein, dieselbe Hand, die das Terzerol auf jenes Thier abdrückte, sei im Stande, damit einen unschuldigen Menschen, und gar eine wehrlose Dame zu ermorden?

Also den Poltron spielten Sie hier, mein Herr?

Wo es gilt, Menschenleben zu retten, darf der Mann auch die Maske des Poltrons nicht scheuen.

Aber die Dame hatte die rasch hingeworfene bos-

hafte Bemerkung schon in dem Augenblicke bereut, als sie sie aussprach. Ein Zug um Mund und Augen, als wenn sie die schnell gesagten Worte zurückrufen wolle, bezeugte es. Die in einem sehr ernsten Tone gesprochene Antwort des jungen Mannes machte sie völlig stutzig.

Mein Herr, sagte sie, ein Menschenleben wäre in Gefahr? Ihr Leben? Und Sie hätten jenes wüthende Thier erschossen?

So wahr Gott lebt, mein Fräulein, an der Minute hängt ein Menschenleben. Fragen Sie nicht weiter. Man verfolgt uns. Lassen Sie uns nicht eingeholt werden. Geben Sie dem Kutscher die Zügel zurück, und befehlen Sie ihm, weiter zu fahren.

Aber mein Herr, wer sind Sie?

Befehlen Sie erst, weiter zu fahren.

Die junge Dame gab nach kurzem Besinnen die Zügel wieder an den Kutscher ab.

Im Galop zum Schlosse, Friedrich, befahl sie.

Der Wagen flog wieder im Galop dahin.

Franz steckte sein Terzerol ein und zog dafür eine Brieftasche hervor. Aus dieser nahm er ein zusammengefaltetes Papier, das er der Dame übergab. Er übergab es ihr mit einigem Widerstreben, und andrerseits doch nicht ohne ein ironisches Lächeln.

Was ſoll das wieder, mein Herr? fragte die Dame.

Ein richtiger Paß, mein gnädiges Fräulein, Brief und Siegel.

Die Dame wollte das Papier zurückgeben, halb unwillig, halb mit einer gewiſſen Beſchämung.

Leſen Sie, mein Fräulein, ſagte Franz, die Zurücknahme ablehnend.

Die Dame war nachdenklich geworden. Träumend behielt ſie das Papier in der Hand.

Mein Herr, wurde jenes furchtbare Thier durch Ihre Kugel getödtet?

Mein Fräulein, leſen Sie.

Mein Herr, wiſſen Sie, daß das Thier auf mich losſtürzte? Daß ich verloren war, wenn es mich erreichte?

Ich bitte, mein Fräulein, leſen Sie.

Der Blick der Dame wurde wieder zweifelnd, beinahe mißtrauiſch. Sie entfaltete das Papier. Es war in der That ein richtiger Paß.

Graf Sternberg? rief ſie.

Mißtrauen Sie Brief und Siegel?

Graf Sternberg? fuhr die alte Dame auf. Ihre Mutter eine Gräfin Oppersdorf?

Die gnädige Frau ſcheinen die Familie zu kennen? erwiderte Franz in einem verbindlichen Tone.

Mein Gott, so haben wir ja das Vergnügen, einen theueren Verwandten zu begrüßen.

Darf ich erfahren, wer mir die Ehre einer solchen Begrüßung erweiset?

Arabella von Wolkenstein, und hier meine Nichte, Leontine, Gräfin Wolkenstein.

Der junge Mann verbeugte sich, so gut er, rückwärts vor dem Kutscherbock stehend, es vermochte.

Leontine, Gräfin Wolkenstein, versank von neuem in Träume. Arabella von Wolkenstein aber veränderte ihre freundlich gewordenen Gesichtszüge plötzlich wieder in sehr unwillige; ihre Augen funkelten und die Nase wurde spitzer.

Herr Vetter, sagte sie, Sie haben dort einen für Sie sich nicht eignenden Platz. Lassen Sie den Kutscher halten und steigen Sie zu uns in den Wagen.

Gnädige Frau, ich hatte schon die Ehre zu bemerken, daß ich Eile habe.

Die alte Dame wurde unwilliger und ihre Nase verlängerte sich fast zusehends.

Sie werden doch hoffentlich die Güte haben, uns von der Gesellschaft Ihres Bedienten zu befreien?

Ich bedaure, meine Gnädige, ich habe Eile.

Auch die Gräfin Leontine schien entrüstet zu sein.

Ich hoffe, ſagte ſie, Herr von Sternberg hat niemals ſo viel Eile, um den Anſtand zu verletzen.

Ich bedaure, wiederholte Franz kurz.

Auf einmal ſchrie die alte Dame auf.

Aber, wie ſind wir auch vergeßlich, Leontine. Der arme Alexis! Kutſcher halt, den jungen Herrn Grafen zu erwarten.

Kutſcher halte nicht! befahl Franz.

Leontine, rief die alte Dame, hatte der Paß ſeine Richtigkeit? Haſt du ihn geleſen?

Selbſt die Gräfin Leontine konnte ſich des Lachens nicht enthalten.

Wie kommſt du zu der Frage, Tante?

Kann ein Adliger, erwiderte die Dame mit Emphaſe, kann ein Graf, ein Graf, in deſſen Adern das Blut des Hauſes Wolkenſtein fließt, wenn auch freilich nur im dritten Seitengrade, kann der ſo allen Anſtand und alle Sitte gegen Damen aus den Augen ſetzen?

Das Blut der Wolkenſtein, erwiderte die junge Dame, man konnte nicht wohl unterſcheiden, ob mit Stolz oder Ironie, vielleicht mit einem Gemiſch von beiden, das Blut der Wolkenſtein iſt ja an das Befehlen gewöhnt. Das Blut der Sternberg hat vielleicht den raſchen Entſchluß hinzugebracht.

Aber Alexis! rief die alte Dame.

Alexis wird schon zu Fuß nachkommen.

Die Pferde gingen langsamer.

Der Wagen fuhr eine Anhöhe hinauf. Es war die Anhöhe, auf der das Schloß lag.

Fühlst du dich wieder kräftig? fragte Franz in den Wagen hinein den Freund, der die stumme Rolle des Dieners gespielt hatte und fortspielen mußte.

Die Ruhe hat mir wohlgethan, erwiderte dieser.

So erlauben Sie, meine gnädigen Damen, fuhr Franz zu den beiden Gräfinnen fort, Ihnen meinen lebhaftesten Dank zu sagen für den Schutz, den Sie mir gewährt haben. Gewähren Sie mir zugleich die Bitte um Verzeihung wegen der etwas sonderbaren Art und Weise, in der ich leider mir diesen Schutz erbitten mußte.

Erbitten? rief die Gräfin Arabella, Ton und Nase spitzend.

Die junge Gräfin war wie aus einem Traume erwacht.

Herr von Sternberg, sagte sie, gestatten Sie mir noch zwei Fragen.

Befehlen Sie.

In welcher Weise war vorhin Ihr Leben in Gefahr, und ist es noch jetzt in Gefahr?

Franz beſann ſich eine Secunde. Dann antwortete er, auf den Kutſcher an ſeiner Seite zeigend: Sie werden mich entſchuldigen, gnädige Gräfin, wenn ich meine Antwort auf dieſe erſte Frage zurückhalten muß. Hoffentlich bin ich ſo glücklich, die zweite deſto vollſtändiger beantworten zu können.

Meine zweite Frage iſt die Wiederholung einer frühern. Hat Ihre Kugel jenen Hund getödtet?

Das Auge des jungen Mannes verfinſterte ſich.

Wozu die Frage, wenn ich bitten darf?

Die junge Dame ſchien nicht ſofort eine Antwort finden zu können.

Franz fuhr ſehr ernſt fort: Ich werde auf meine Frage ſelbſt die Antwort geben, die Sie mir freilich nicht wohl ertheilen könnten. Sie wollen nach dem Ausfallen meiner Antwort auf Ihre Frage Ihr ferneres Verhalten gegen mich einrichten. Sagen Sie ſelbſt, Gräfin, ob ich Ihnen dieſe Antwort geben kann.

Die Gräfin erröthete.

Nein, Herr, fuhr der Stolz in ihr auf.

Franz ſah ihr ruhig und klar in das lebhafter gewordene Auge. Gräfin, laſſen Sie mich hier ausſteigen.

Die junge Dame kämpfte mit ſich ſelbſt.

Dürfen Sie mich in das Schloß begleiten, Herr von Sternberg? fragte sie zuletzt entschlossen.

Der junge Mann warf einen sinnenden Blick auf das Schloß, eigentlich die Festung, die, da der Weg sich bog, zur Seite lag, dann auf den stummen Freund in dem Bedientenrock, dann auf das schöne Mädchen, von deren Lippen die Einladung kam.

Ich darf! antwortete er nach einem kurzen Zögern entschieden.

So fahren Sie mit.

Kind! rief erschrocken die ältere Dame.

Nun, Tante?

Welche Unvorsichtigkeit, Leontine!

Die junge Gräfin antwortete stolz:

Laß mich sorgen, Tante.

Der Großvater! Du kennst ihn.

Laß mich sorgen.

Du kennst ihn, du kennst ihn!

Meine gnädige Gräfin, sagte Franz, Sie werden mir erlauben, hier auszusteigen.

Sie werden nicht aussteigen, erwiderte fest die junge Dame. Zuerst, setzte sie scherzend hinzu, war ich in Ihrer Gewalt, jetzt sind Sie in der meinigen.

Franz blieb ernsthaft.

Zuerſt, ſagte er, habe ich für das Leben gekämpft, jetzt würde ich für meine Ehre kämpfen.

Mit einer wehrloſen Dame? Sonderbare Grundſätze von Ehre.

Mit Ihrem Kutſcher hier.

Mit einem unſchuldigen Menſchen? Sonderbare Grundſätze von Tugend.

Ihr Spott trifft nicht, Gräfin. Es wäre unehrenhaft und undankbar gehandelt, wenn ich Sie einer Unannehmlichkeit ausſetzen wollte.

Sie wollen kleine, gar nur etwa mögliche kleine Unannehmlichkeiten aufzählen, wo es ein Menſchenleben gilt?

Sie ſprach dieſe Worte ohne Spott.

Nicht minder ernſt erwiderte der junge Mann:

Ich bemerkte, daß es ſich um Ehre und Dankbarkeit handelt.

Dankbarkeit? O mein Herr, mir ſagt mein Herz, wenn Sie es mir auch nicht ſagen wollen, daß ich Ihnen viel zu verdanken habe, vielleicht mehr als Sie ſelbſt wiſſen, mehr als das Leben. Und Sie wollen meinen Dank von ſich werfen, wie eine ſchlechte Bettelgabe? Sie wollen eine armſelige Unannehmlichkeit, ein böſes Geſicht in Rechnung bringen? Mein Herr, ich bitte Sie, bleiben Sie bei uns.

Die Stimme der jungen Gräfin war weich und innig geworden.

Die Tante sah ängstlich auf sie. Franz mit einem Blicke, als wenn die Reihe des Träumens jetzt an ihm wäre.

Kind, Leontine, sagte die Tante Arabella zärtlich besorgt, was ist dir? Beruhige dich. Ich will dir ja nicht entgegen sein. Laß den Herrn mitfahren. — Aber nur im Wagen, setzte sie hastig hinzu; der Bediente muß auf den Bock.

Franz warf noch einen Blick auf den kranken Freund. Der Blick entschied.

Ich fahre mit Ihnen, Gräfin! sagte er.

Aber Ihr Bedienter geht auf den Bock, rief die Tante.

Ich bedaure, gnädige Frau, er wird im Wagen bleiben müssen.

Er bleibt im Wagen, gab die junge Gräfin den Ausschlag.

Etwas Andres schien sie indeß in Verlegenheit zu setzen.

Mein Herr, sagte sie zögernd zu Franz, ich habe Ihr Wort, daß Sie mit mir fahren?

Sie haben es.

Im Schlosse Wolkenstein, fuhr sie fort, herrschen

eigenthümliche Verhältniſſe. Unter dieſen führe ich Sie dort ein. Sie gebieten mir, Ihnen vor der Hand ein Incognito aufzulegen.

Ich werde mich Ihren Befehlen unterwerfen.

Sie werden in der erſten Zeit ſich ſogar ganz verborgen halten müſſen.

Es kann das nur meinen eignen Wünſchen entſprechen.

Ferner — ich bin noch nicht zu Ende — werden Sie ſich einer Gefangenſchaft von acht Tagen in dem Schloſſe unterziehen müſſen. Vor nächſtem Dienſtag können Sie das Schloß nicht verlaſſen, es mag vorfallen, was will.

Soll dieſe Gefangenſchaft von meinem freien Willen abhängig ſein, oder wird ſie nur durch äußern Zwang aufgelegt?

Nur durch äußern Zwang.

Eine Flucht wäre mir alſo geſtattet?

Wenn ſie Ihnen möglich ſein wird, ja.

Schwer gewiß, antwortete der junge Mann mit einem ſprechenden Blick in die ſchönen Augen der Dame. Aber hoffentlich nicht unmöglich.

Hoffentlich? fiel halb beleidigt, halb übermüthig ſpottend, die junge Dame ein.

Sie mochte ſeinen Blick verſtanden haben.

Franz war von dem Gedanken an die Flucht ſchon weitergeführt, oder vielmehr in die nähere Gegenwart zurückgeführt.

Er zeigte auf den Kutſcher an ſeiner Seite, mit einem andern ſprechenden Blicke in die zauberiſchen Augen der Dame.

Die Gräfin verſtand auch dieſen Blick.

Er iſt treu und verſchwiegen wie das Grab, ſagte ſie.

Und der Lieutenant der Gardehuſaren?

Pah! warf die Gräfin mit Stolz und ſelbſt nicht ohne Verachtung den Kopf zurück.

Die Unterredung wurde abgebrochen. Jeder beſchäftigte ſich mit ſich ſelbſt.

Waldemar, der Bediente, ſaß ſtumm.

Die alte Gräfin ſpitzte ab und zu die lange Naſe.

Die junge Gräfin und Franz träumten.

Der Kutſcher trieb raſcher die Pferde die kleine Anhöhe hinan.

II.

Die Schloßwache.

Das Schloß Wolkenstein nahm fast die ganze Fläche der Anhöhe ein, auf der es lag. Es bestand aus einem Hauptgebäude und mehren Nebengebäuden, wie das einem adligen Schlosse zukommt. Es unterschied sich aber in manchem von andern adligen Schlössern. Besonders dadurch, daß es von ganz vollkommenen Festungswerken umgeben war. Der Adel der neuern Zeit hat nicht mehr das Bedürfniß des Adels des Mittelalters, sich hinter Wall und Graben zu verschließen. Er hat freilich auch nicht mehr die Macht dazu. Die alles nivellirende — nicht Demokratie, die grade von jener Aristokratie unaufhörlich die alles nivellirende genannt wird — aber die Polizei,

hat auch hier nivellirt. Warum auch nicht, seitdem die altgermanischen Begriffe: Hausrecht und Hausfriede, so durchaus anders geworden sind? Das Recht, Festungen anzulegen, ist nur noch ein Hoheitsrecht.

Als Hoheitsrecht hatte ein früherer Graf Wolkenstein es ausgeübt, allerdings aus Laune, aus Liebhaberei. Dem Mediatisirten hatte später die Polizei die Laune und Liebhaberei nachgesehen.

Das Schloß mit seinen Nebengebäuden war nach außen hin zunächst rund umher von einem breiten und tiefen Graben umgeben. Der Graben, der nach der äußeren Seite sogar seinen bedeckten Weg und eine Art von Glacis hatte, umspülte nach der anderen, innern Seite eine hohe, aus starken, regelmäßig gehauenen Steinen gebaute Mauer. In der Mauer sprangen an vier Stellen vier hohe, mächtige Thürme vor. Auf der Mauer erhob sich ein Wall mit grüner Böschung, aber zugleich anmuthig mit Kastanienbäumen bepflanzt. Mauer und Wall waren so hoch, daß in der Nähe man darüber hinweg von dem jenseits Liegenden nichts wahrnehmen konnte.

Ueber jenen Graben führte eine Zugbrücke. Sie führte an ein starkes, doppelt mit Eisen beschlagenes Bohlenthor, das inwendig mit ungeheuren eisernen

Riegeln und schweren, vorzuschiebenden Querbalken versehen war. Das Thor bestand aus zwei Flügeln. In dem einen befand sich eine kleinere Thür zum Durchlassen einzelner Fußgänger. In dem andern eine kleine Klappe zum Oeffnen, um nachzusehen, was sich draußen begab. Sie war auch zur Beförderung von Gegenständen geringern Umfangs bestimmt, die herein oder herausgelassen werden sollten, und zwar geschah dies vermittelst eines Seiles, das in zwei Rollen, diesseits und jenseits des Grabens längs der Zugbrücke über diesen lief.

Hatte man durch das Thor das Innere der Festungswerke erreicht, so befand man sich zunächst auf einem weiten Platze, der auf der einen Seite von dem beschriebenen äußeren Walle, auf der andern wiederum von einem breiten Graben umgeben war. Der Platz war nach dem äußeren Walle hin mit mehren, theils langen, zusammenhängenden, theils einzeln stehenden kleineren Häusern bebaut. Sie schienen theils als Wohnungen für die Beamten, Dienerschaft und andere Angehörige des Schlosses, theils als Stallungen, Remisen und zu andern Zwecken zu dienen. Eins derselben, unmittelbar links am Thore, war ein Wachthaus, wie eine kleine Vorhalle vor demselben und mehre in dieser befindliche Gewehrpfosten zeigten.

Die Mitte des Platzes war von Alleen und vielfachem Buschwerk, zu Promenaden dienend, durchschnitten. Dazwischen befanden sich Gartenanlagen, Orangerien, Lauben, Kiosks, Taubenhäuser, Volieren. Bänke zum Ausruhen standen mehrfach umher.

Auf der andern Seite des zweiten, innern Grabens erhob sich wieder eine hohe Mauer, ganz gebaut wie jene äußere, mit Wall und Bastionen.

Jenseits derselben sah man die Thürme, die sich über dem Dache des Schlosses erhoben.

Ueber diesen Graben führte eine steinerne Brücke. Von derselben kam man in einen bedeckten und gewundenen Thorweg. Aus diesem trat man in das Innere des Schloßhofes.

Der Hof hinter seinem doppelten Wall und Graben bildete ein fast regelmäßiges Dreieck. Wenn man aus dem bedeckten Thore hineintrat, so sah man gerade vor sich das Schloß liegen.

Es bestand aus zwei langen Flügeln, die in einen rechten Winkel zusammenliefen. Es war ein regelmäßiges, aus einem dunkelgrauen Stein aufgeführtes Gebäude, in dem Stile des Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts. Die Fenster waren hoch und mit Bogen versehen. In der ersten und zweiten Etage führten sie vielfach zu größeren oder kleineren Balkons mit

kunſtvollem, bronzirtem und theilweiſe vergoldetem Eiſengeländer hinaus. Auf dem mit Kupfer gedeckten Dache erhoben ſich drei Thürme, gleichfalls mit Kupfer bedeckt, in der Mitte und zu beiden Enden.

Links von dem Schloſſe war ein zweiter, kleinerer, aber noch immer ſehr geräumiger Bau. Er zeigte unter einem hohen, ſpitzen Schieferdache eine wunderlich verwirrte Façade mit allerlei größern und kleineren Thüren, hohen und niederen, beinahe treppenartig hin- und herlaufenden Fenſtern, Erkern und Schnörkeln. Das Gebäude war ein ſo eigenthümlich conſtruirtes, daß man nicht unterſcheiden konnte, ob es eine oder zwei, oder ein halbes Dutzend Etagen habe. Noch weniger war das Zeitalter zu beſtimmen, in dem es entſtanden war. Mit dem Schloſſe war es durch einen verdeckten Gang über einem großen, offenen Thore verbunden.

Andere Gebäude befanden ſich auf dem Hofe nicht. Der Platz war mit breiten, flachen Steinen gepflaſtert. In ſeiner Mitte war ein Springbrunnen.

Das Ganze, ſowol das Schloß als die anderen Gebäude, der äußere wie der innere Hof, die äußern und die innern Feſtungswerke zeigten den Reichthum ihres Herrn, und dabei überall eine muſterhafte, auf Erhaltung gerichtete Ordnung. In den Gräben ſah

man das reinste, klarste Wasser. In der Mauer war keine Lücke von Stein oder Mörtel zu entdecken. Die Gebäude hatten überall den frischesten Abputz. Wälle, Plätze und Promenaden waren sauber wie der Fußboden einer Stube; zwischen den Steinen des Schloßhofes sah man kein Grashälmchen; die Wege auf dem äußeren Hofe waren mit feinem, gelben Sande bedeckt; der frische grüne Rasen dazwischen war glatt wie mit der Sammetscheere geschoren; an den Bäumen und Sträuchen zeigte sich kein überflüssiger Zweig. —

Die Strahlen der Abendsonne waren auch aus den Wolken verschwunden, die im Osten und Süden am Himmel hingen. Der leuchtende Purpur war aus ihnen entwichen, sie waren grau und fahl geworden. Unter den Bäumen in dem äußern Hofe der kleinen Festung Wolkenstein war es schon dunkel; man hätte kaum noch jemanden unterscheiden können, der unter ihnen herging. Auf den gegen den Horizont sich abgrenzenden Wällen war noch etwas Helle. Zwiedunkel herrschte an dem großen äußeren Bohlenthore.

Ein Grenadier, in einem dunkeln grauen Rock mit grünem Kragen und grünen Aufschlägen, eine hohe Bärenmütze auf dem Kopfe, mit Seitengewehr und Patrontasche, mit Muskete und Bajonett, ging vor dem

Wachthaus, an der linken Seite des Thors, langsam auf und ab. Unter der kleinen Halle vor dem Wachthause standen an den Gewehrpfosten vier andere Musketen, gleichfalls mit Bajonetten versehen.

Die Schildwache, der auf- und abgehende Grenadier, schien für den Augenblick das einzige lebende Wesen, wenigstens in diesem Theile der Festung, zu sein. Weder auf den Wällen, noch in den Gebäuden längs denselben, noch auf den inneren Theilen des Platzes, sah man irgend eine Bewegung, oder hörte man einen Laut. Auch an den Taubenschlägen und in den Volieren war es mit dem Untergange der Sonne still geworden. Der Ordnung, die überall in der Festung herrschte, kam diese stille Ruhe gleich.

Sie wurde von dem Klatschen einer Peitsche unterbrochen, das sich draußen vor der Festung auf der anderen Seite der Zugbrücke vernehmen ließ. Das Klatschen wurde dreimal wiederholt.

Der Grenadier ging, ohne seinen langsamen Schritt zu beschleunigen, an das Thor. Er öffnete die kleine Klappe in demselben, schaute durch die Oeffnung, machte die Klappe wieder zu, ging zum Wachthause zurück, und klopfte dort an ein Fenster. Innen an dem Fenster erschien eine zweite Bärenmütze.

Die gnädige Comteß, Herr Unteroffizier, rapportirte

der Grenadier zu der Bärenmütze auf der anderen Seite des Fenſters.

Er kehrte auf ſeinen Poſten zurück, in voriger Weiſe auf- und abgehend.

Aus dem Wachthauſe trat der Unteroffizier, in einer ähnlichen Uniform, wie der Grenadier, nur mit ſilbernen Litzen an dem Kragen und den Aermelaufſchlägen, und mit einem langen und dicken gelben, wollenen Porteépée an dem Seitengewehr.

Er ging zu dem Thore, öffnete gleichfalls die Klappe, ſchaute durch die Oeffnung und machte die Klappe wieder zu.

Ja, die gnädige Comteß, ſagte er.

Herausrufen? fragte der Wachtpoſten den Unteroffizier.

Schafskopf! antwortete der Unteroffizier.

Er ſchob den dicken Balken zurück, der aus einer Mauer in die andere reichend, quer vor dem Thore lag. Die Arbeit wurde dem zwar ſchon bejahrten, aber noch ſehr rüſtigen Manne beinahe ſchwer. Leichter wurde ihm das Zurückſchieben der großen eiſernen Riegel, mit denen das Thor verſchloſſen war. Nachdem er auch dies beendigt hatte, zog er aus der Bruſttaſche des Uniformrocks, in welchem auch ſeine rothe Rapportbrieftaſche ſteckte, einen langen Schlüſſel hervor,

um damit das Thor vollends zu öffnen. Er verrichtete das alles mit sehr großem Bedacht, und genau in demselben langsamen Tempo, in welchem der Wachtposten seine Schildwachtpromenade ausführte.

Der Wachtposten hatte unterdeß über die Antwort des Unteroffiziers nachgedacht, vielleicht ebenfalls in demselben langsamen Gedankentempo, in dem seine Beine marschirten.

Warum Schafskopf, Herr Unteroffizier? fragte er.

Der Unteroffizier sah ihn verwundert an.

Wen wollte Er denn herausrufen? entgegnete er barsch.

Ich denke die Wache, Herr Unteroffizier.

Weiß Er denn nicht, daß die Glocke noch nicht halb acht Uhr geschlagen hat? Und Er müßte es doch wissen, denn Er wird alsdann abgelöst. Bis fünf Minuten vor halb acht aber sitzt alleweil die Wache bei ihren Frauen und verspeist das Abendbrod.

Sehr wohl, Herr Unteroffizier. Aber die gnädige Comteß kommt doch.

Das wissen wir alleweil.

Und es ist doch um des unterthänigen Respects willen.

Herausrufen und nicht Herauskommen! Blauer Dunst! Gnädige Comteß mögen denselben nicht.

Aber, Herr Unteroffizier —?

Dienſt! rief der Unteroffizier kurz.

Der Grenadier mußte das Wort als ein jedes fernere Reden abſchneidendes kennen. Er ſchwieg, indem er ſeine Promenade fortſetzte.

Der Unteroffizier hatte unterdeß das Thor geöffnet. Die ſchweren Flügel liefen in Rollen und traten deshalb leicht zurück.

Die Zugbrücke war niedergelaſſen.

So war die Feſtungsordnung. An jedem Dienſtage war die Zugbrücke geöffnet, von des Morgens ſieben Uhr bis des Abends eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang. An allen anderen Tagen war und blieb ſie aufgezogen. Das Thor war an allen Tagen verſchloſſen, auch an den Dienſtagen. Nur trug an den Dienſtagen den Schlüſſel der wachthabende Unteroffizier. An allen anderen Tagen war der Schlüſſel in dem unmittelbaren Gewahrſam des Grafen. In derſelben Minute, in welcher am Dienſtage Abends die Zugbrücke aufgezogen wurde, mußte der Schlüſſel des Thores dem Grafen überbracht werden. An jedem Dienſtag Morgen um ſieben Uhr wurde er bei dieſem wieder abgeholt und dem Unteroffizier eingehändigt.

Die Zugbrücke war niedergelaſſen; das Thor ſtand

weit offen. Dennoch ſetzte der Wagen der Gräfin, der vor der Brücke hielt, ſich nicht in Bewegung, um ſie zu paſſiren.

Was iſt denn das alleweil? ſagte der Unteroffizier für ſich, mit einiger Verwunderung.

Er war gleichwol im Begriff, ſich auf ſeinen Poſten vor dem Wachthauſe zu begeben, als er vom Wagen her ſich rufen hörte.

Herr Unteroffizier! rief der Kutſcher, mit etwas gedämpfter Stimme.

Der Unteroffizier drehte ſich um.

Der Kutſcher winkte ihm mit der Peitſche, an den Wagen zu kommen.

Mit der Peitſche? die buſchigen Augenbrauen des Unteroffiziers zogen ſich zornig zuſammen.

Was will Er? rief er ingrimmig.

Gnädige Comteß befehlen! ſprach leiſe der Kutſcher hinüber.

Der Zorn des Unteroffiziers legte ſich. Er ſtellte ſich in die Mitte des geöffneten Thors, ſetzte ſich in die ſteifſte militäriſche Poſition, legte die rechte Hand an die Bärenmütze und rief hinüber:

Darf alleweil den Poſten nicht verlaſſen.

Befehl der gnädigen Comteß, erwiderte der Kutſcher.

Der Unteroffizier zog wieder die Augenbrauen zusammen.

Darf nicht! rief er.

Der Kutscher rief einige Worte in den Wagen hinein. Es wurde ihm etwas erwidert. Er reichte die Zügel dem noch immer neben ihm sitzenden Franz, stieg vom Bocke und ging zu dem Unteroffizier.

Die gnädige Comteß hat etwas ganz Nothwendiges mit Ihnen zu sprechen, sagte er ihm leise.

Darf meinen Posten nicht verlassen.

Sie läßt Sie fragen, wie weit Sie denn, ohne Ihren Posten zu verlassen, herauskommen dürfen?

Die Frage machte den Unteroffizier verlegen.

Steht alleweil nicht in der Instruction. Aber ich denke, ohne mich verantwortlich zu machen, daß ich an den Rand der Brücke werde vorgehen können.

So thun Sie das.

Der Unteroffizier ging bis an den Rand der Brücke vor.

Der Kutscher kehrte zu dem Wagen zurück, nahm wieder die Zügel, sprach wieder einige Worte in den Wagen hinein, und fuhr den Wagen gleichfalls bis an den Rand der Brücke.

Der alte Schloßsoldat stellte sich steif neben dem Wagen auf.

Guten Abend, lieber Mauernbrecher, ſagte die junge Gräfin Leontine freundlich zu ihm. Wer iſt auf der Wache?

Der Soldat dankte für den „guten Abend“ nicht; er war im Dienſt.

Grenadier Helmſchwert iſt auf dem Poſten, antwortete er. In der Wache niemand. Die Wache ſpeiſet alleweil zu Abend.

Helmſchwert iſt zuverläſſig?

Zu Befehl.

Und du gewiß, alter Mauernbrecher!

Der Alte ſchien den Dienſt zu vergeſſen, denn er legte betheuernd die rechte Hand auf die Bruſt.

Du wirſt, fuhr die Gräfin fort, nicht rapportiren, wer mit mir in das Schloß gefahren iſt, und Helmſchwert wird es nicht ſehen.

Iſt gegen den —

Halt, halt! das Alter ſoll nicht ſo ſchnell mit den Worten fertig ſein. Nicht wahr, ich kann mich auf dich und Helmſchwert verlaſſen?

Der alte Mann wurde mehr als verlegen, er ſah ängſtlich umher, wie Rath und Hilfe ſuchend.

Einigermaßen mußte er dieſe indeß ſchon ſofort bei ſich ſelbſt gefunden haben, denn er hütete ſich, die Augen nach dem Bocke zu richten, auf welchem Franz,

und nach dem Rücksitze, auf welchem Waldemar saß.

Franz bemerkte diese angehende Gewissenserleichterung des alten Befehlshabers der Schloßwache.

Es geht nicht, gnädige Comteß, sagte der Unteroffizier.

Wenn ich dich bitte, lieber Mauernbrecher.

Es geht nicht.

Es geht wol, sagte Franz entschieden. Voran, Kutscher.

Der Kutscher hatte sich schon daran gewöhnt, den Befehlen des jungen Mannes zu gehorchen.

Er hieb auf die Pferde.

Der Unteroffizier Mauernbrecher war sprachlos vor Ueberraschung und Erstaunen. Aber er wußte sich schnell in das Unvermeidliche zu fügen. Er wußte noch mehr. Mit raschen Schritten stürzte er vor den Pferden her auf den Grenadier Helmschwert zu, rief commandirend: Rechtsum kehrt! faßte, als der halb erstaunte und halb erschrockene Mann dem Commando nicht sogleich nachkam, ihn an der Brust, drehte ihm das Gesicht nach dem Wachthause zu, und hielt ihn in dieser Stellung fest, bis der Wagen vorbeigefahren und jenseits der steinernen Brücke in dem Dunkel des bedeckten Thores verschwunden war. Dann ließ er ihn los.

Der Grenadier Helmſchwert glaubte wahrſcheinlich nicht anders, als daß ſeinen Vorgeſetzten eine Geiſteszerrüttung betroffen habe. Wie er unter ſeinen kräftigen Fäuſten geächzt hatte, ſo ſchnaubte er jetzt, gleich einem, der, unverſehens ins Waſſer geworfen, aus den Wellen emportaucht und nach Luft und Athem ſchnappt.

Herr Unteroffizier, was war das eigentlich?

Dienſt, ſchrie der Unteroffizier Mauernbrecher.

Aber der Poſten Helmſchwert ſchüttelte bedenklich den Kopf.

Das war auch Dienſt, Herr Unteroffizier?

Wo es ſich darum handelte, ob der Commandirende den Verſtand verloren habe oder nicht, da hörte die faſt magiſche Wirkung des Wortes in dem Munde des Unteroffiziers auf.

Dieſer hätte indeß beinahe in vollem Ernſt den Verſtand darüber verlieren mögen, daß das Wort ſeine Wirkung nicht mehr ausübte.

Noch eine Silbe, und ich laſſe Ihn arretiren, ſchrie er.

Helmſchwert nahm wieder dienſtmäßig das Gewehr auf die Schulter und begann die unterbrochene Poſtenpromenade in dem frühern langſamen Schritt fortzuſetzen, freilich nicht ohne Kopfſchütteln, ohne ſcheue

Seitenblicke nach dem Unteroffizier und ohne fortwährende leise Wiederholung der Frage: das war Dienst?

Der Unteroffizier verschloß unterdeß das Thor wieder und wollte dann an das Wachthaus zurückkehren, als auf dem mittlern Thurme des Schlosses die Uhr ein Viertel auf acht schlug. Er blieb erwartend unter der Halle vor dem kleinen Hause stehen.

Gleich darauf kamen von verschiedenen Seiten die drei Grenadiere der Wache, die zu Nacht gespeist hatten. Sie trafen fast gleichzeitig vor dem Wachthause ein.

Helmschwert mußte seinem gepreßten Herzen gegen sie Luft machen. Er rief sie leise an:

Ritterholm, Widderbaum, Kanonendonner!

Die drei bärtigen Bärenmützen traten neugierig zu ihm.

Der Alte ist toll geworden, flüsterte er ihnen zu.

Wollen die Schlingel in die Wachtstube, wohin sie gehören? rief der Unteroffizier zornig.

Sogleich, Herr Unteroffizier, sagte gemächlich Ritterholm.

Was ist mit dem Alten? fragte er den Kameraden.

Ich werde euch „sogleich", ihr Burschen.

Aber so haben Sie doch Geduld, sagte gemächlicher Widderbaum.

Da sollte doch Feuer und Schwert —

Wir kommen ja ſchon, Herr Unteroffizier, entgegnete beruhigend und ſich die Zähne ſtochernd, Kanonendonner.

Dienſt! ſchrie der Alte.

Die drei Burſchen ſtürzten in das Wachthaus.

Helmſchwert machte mit der Hand bedeutungsvolle Zeichen an ſeiner Stirn; denn auch das mochte noch nicht vorgekommen ſein, daß eine harmloſe Unterredung vor der Wache nicht geduldet wurde.

Während er damit beſchäftigt war, kam über die ſteinerne Brücke aus dem innern Schloßhofe eine ſehr ſonderbar ausſehende Geſtalt.

Es war ein kleiner Mann, kaum fünf Fuß hoch, mit einem ſehr dicken, wohlgenährten Bauche, einem feuerrothen Geſicht und etwas aufgeſtülpter Naſe. Auffallend wie die Figur, war die Bekleidung des Mannes, der tief in den Funfzigen ſein mochte. Er trug enganliegende, den Leib mit umſpannende, grüne Tricotbeinkleider, darüber hohe Stiefeln mit hellgelben ſteifen Stulpen, ferner einen hellblauen, mit ſilbernen Knöpfen beſetzten Frackrock, deſſen lange und in eine völlige Spitze zulaufende Schöße bis über die Stiefelſtulpen hinunterhingen. Seinen Kopf bedeckte eine hohe, ſchwarze Bärenmütze, ähnlich denen der Schloßſoldaten, und nur von dieſen ſich dadurch unterſcheidend, daß ein großer

rother Tuchlappen in Form eines Beutels von ihr herunterhing. An seiner linken Hüfte führte er einen großen Säbel.

Der Mann war in diesem Gemisch von bürgerlichem und militärischem Costüm possierlich genug anzuschauen. Er milderte auch den Eindruck, den er so machte, nicht durch seine Manieren. Wie sein ganzer Körper, trotz der Schwere des Bauches, sehr beweglich war, so war zwar auch sein Gang leicht und rasch; um so sonderbarer aber nahm es sich aus, daß er beim Gehen mit dem linken Fuße jedes Mal sehr weit und stark auftrat, und dabei das Bein so einbog, daß das Knie in einem tiefen Winkel zurückstand.

Bei seinem Heraustreten aus dem bedeckten Thore ging der Mann langsam und bedächtig; er trat fast leise auf, als wenn man ihn nicht hören solle. Mit der linken Hand hielt er den großen Schleppsäbel empor; die rechte hatte er sinnend an die aufgestülpte Nase gelegt; dabei sah er sich mehre Male schüchtern um, als wenn er sich überzeugen wolle, ob er bemerkt oder verfolgt werde.

Was war das? was war das? sprach er in höchster Verwunderung für sich. Das ist mir in meinem Leben noch nicht passirt. Nein, das gewiß nicht! Und schon so alt, so alt!

Auf einmal wurde er lebhaft. Das linke Bein weit vor ſich hinwerfend eilte er ſpringend weiter.

Hui, he! ſagte er dabei für ſich. Alter Burſch, das iſt zu gebrauchen. Hui, he, Alter, das gibt etwas.

So ſprang er bis nahe vor das Wachthaus.

Der Poſten Helmſchwert hatte den Mann ankommen ſehen. Er hatte ſich, als er ihn ſah, an die linke Seite der Gewehrpfoſten geſtellt, in jener Stellung, in welcher die Schildwachen vor den Wachthäuſern ſich aufſtellen, wenn ſie die Wache herausrufen wollen. Man ſah ihn auch den Mund bewegen, wie zu dieſem Rufe. Als er aber den Herannahenden ſolche wunderliche Sprünge und Bewegungen machen ſah, bemächtigte ſich ſeiner ein Erſtaunen, über dem er alles Andere vergaß.

Auch der? ſagte er für ſich, den Kopf wieder bedenklich ſchüttelnd. Iſt das auch Dienſt?

Plötzlich ſchien er von einem neuen Gedanken ergriffen zu ſein.

Der Wagen! ſprach er lauter. Was mag in dem Wagen geweſen ſein? Jener wie vom Böſen beſeſſen! Und nun auch dieſer?

An das Herausrufen dachte er nicht mehr.

Ein derber Schlag auf die Schulter weckte ihn aus ſeiner Träumerei.

Hui, he, das Herausrufen vergeſſen! ſagte freundlich der kleine dicke Mann in dem hellblauen Frack und der großen Bärenmütze.

Der Poſten erſchrak und wollte rufen.

Jetzt ſchweigen, lieber Müller.

Den Poſten Helmſchwert rührte dieſe Freundlichkeit.

Ach, lieber Herr Haushofmeiſter, ſagte er.

Der kleine dicke Mann unterbrach ihn.

Hauptmann, verbeſſerte er. He, hier Hauptmann!

Ach, Herr Hauptmann, Sie ſind doch immer gut. Geben den Leuten ſogar ihren ehrlichen Namen.

Ja, ja; he, he!

Der Haushofmeiſter oder Hauptmann ſetzte den linken Stulpenſtiefel plötzlich heftig und weit vor. Der Soldat erſchrak faſt darüber, und warf von neuem einen zweifelhaften Blick nach dem Kopfe des kleinen Mannes.

Dieſer aber fuhr freundlich fort:

He, he, Müllerchen, iſt denn die gnädige Comteß von ihrer Promenade ſchon zurück?

Müller-Helmſchwert oder Helmſchwert-Müller ſah bedenklicher den kleinen Mann an.

Ich frage, haſt du die gnädige Comteß ſchon zurückkommen ſehen?

Hier vorbei, Herr Hauptmann?

Ja, ja, hier vorbei. Kennſt du einen andern Weg, den ſie kommen könnte?

Das nicht; aber ich habe ſie nicht hier vorbeikommen ſehen.

He, he, Spaßvogel, Müllerchen. Aber doch ihren Wagen?

Auch nicht ihren Wagen.

Hui, he, das iſt mir in meinem Leben noch nicht paſſirt. Das gewiß nicht.

Was, Herr Hauptmann?

Müllerchen, Müllerchen, der Wagen iſt hier vorbeigekommen.

Kann ſein, Herr Hauptmann.

Und du hätteſt ihn nicht geſehen?

Geſehen? Ueberhaupt geſehen? das habe ich nicht geſagt.

Müllerchen, Müllerchen —.

Herr Haushofmeiſter!

Hauptmann hier, Müllerchen.

Aber ich möchte Ihnen als dem Herrn Haushofmeiſter ein paar Worte ſagen.

Der kleine dicke Mann wurde aufmerkſam.

Sprich, liebes Müllerchen. Sprich ungeſcheut zu dem Haushofmeiſter.

Der Wagen war da. Da draußen vor dem

Thore habe ich ihn gesehen. Er ist auch hier vorbeigekommen, da habe ich ihn aber nicht gesehen.

He, he; hui, hui! Ist das Dienst?

Voller Dienst!

Müllerchen!

Der Herr Unteroffizier commandirte: Rechtsum kehrt! und da habe ich denn dienstlich nichts gesehen.

He, was? Der Unteroffizier? Commandirte? Dienstlich?

Der Unteroffizier Mauernbrecher trat aus der Thüre des Wachthauses.

Nichts verrathen! Nachher weiter! flüsterte der Haushofmeister-Hauptmann dem Posten Helmschwert-Müller zu.

Der Unteroffizier zog ingrimmig die Augenbrauen zusammen.

Grenadier Helmschwert, warum hat Er nicht heraus! gerufen.

Mein Befehl, lieber Herr Unteroffizier, fiel der Hauptmann ein.

Der Unteroffizier grüßte militärisch den Hauptmann.

Alles in Ordnung! rapportirte er.

Danke!

Der Wagen der gnädigen Comteß schon zurück?

Zurück!

Auch der junge Herr Graf, Lieutenant unter den Gardehusaren?

Nein!

Nein? hui, he!

Der Unteroffizier und der Posten sahen verwundert auf den Hauptmann, der dieses Hui, he, gar nicht dienstlich rief.

Dienstlich indeß fuhr der Hauptmann fort:

Der Advocat und Justitiarius schon dagewesen?

Nein!

Schön! Schön! — Auch der Doctor noch nicht fort?

Nein.

Der Schlemmer! dachte ich es doch! Grenadier Helmschwert, rufe er jetzt heraus.

Heraus! schrie der Grenadier Helmschwert, daß die Festungswerke davon erdröhnten, und der Ruf durch ein vielfaches Echo wiedergegeben wurde, bis er wie ein dumpfes Rollen unter dem bedeckten Thore verschwand.

Die Grenadiere Ritterholm, Widderbaum und Kanonendonner stürzten zu ihren Gewehren, nahmen diese auf und stellten sich vor die Gewehrpfosten. Der Unteroffizier stellte sich auf ihre eine, der Posten Helmschwert auf die andere Seite.

Der Hauptmann zog den großen Säbel und begab sich vor die Front.

Richt euch! Gewehr auf Schulter! commandirte er.

Die Wache nahm das Gewehr auf die Schulter, der Unteroffizier legte das seinige in den linken Arm.

Die Wache bestand aus kräftigen, wohlgewachsenen Männern, in kleidsamer Uniform und sehr guter gerader Haltung. Desto auffallender war der Abstand gegen den commandirenden Hauptmann, der in seinem blauen Frack mit den blanken Knöpfen und den langen, spitzen Zipfeln, in der großen Bärenmütze, mit dem langen Säbel, den er in der fetten Hand kaum zu halten wußte, weit den dicken Bauch und noch weiter den linken Stulpenstiefel vorgestreckt hatte. Es stellte sich so ein militärisches Schauspiel dar, das an manchem alten General, wenn er Zeuge desselben gewesen wäre, zum Mörder hätte werden können.

Den Schlüssel! commandirte der Hauptmann weiter.

Der Unteroffizier trat vor, das Gewehr im Arm, zog aus der Brusttasche den langen Thorschlüssel hervor und überreichte ihn dem Hauptmann.

Die fernern Operationen dieser Wachtparade wurden hier unterbrochen.

Auf der einen Seite wurde draußen an das Festungsthor geklopft.

Auf der andern Seite kam in holperigem Trabe

von dem äußern Feſtungsplatze ein Reiter hergeſprengt. Es war ein langer, hagerer Mann mit einem vollendeten Actengeſicht und einem großen, unordentlich gepackten Mantelſack hinter ſich, aus welchem einzelne Actenſtücke hervorſahen.

Mein Gott! Halt! halt! rief der hagere Reiter ſchon von weitem mit ängſtlicher Stimme, indem er zugleich ſeinem ſteifen Pferde beide Sporen einſetzte.

Er langte vor dem Wachthauſe an.

Ich komme doch nicht ſchon zu ſpät, guter Herr Mohrenhaupt? ſagte er mit ſteigender Angſt zu dem commandirenden Hauptmann.

Dieſer konnte ſich eines plötzlichen lauten, faſt boshaften Lachens nicht erwehren.

Keineswegs, keineswegs, lieber Herr Juſtitiarius, antwortete er.

Gott ſei gelobt. So laſſen Sie mich nur ſchnell hinaus. Ich fand heute ſo viel Arbeit vor, daß ich mich beinahe verſpätet hätte.

Ja, ja, der Herr Juſtitiarius waren am vorigen Dienſtage ausgeblieben, und da hat ſich denn die Arbeit gehäuft.

Ich hatte ſehr dringende Abhaltung. Ich habe mich deshalb bei Seiner Erlaucht unterthänigſt entſchuldigt. Aber nun laſſen Sie mich auch hinaus.

Bedaure, Herr Juſtitiarius, das kann nicht geſchehen.

Aber, mein Gott, ich bin doch nicht zu ſpät gekommen, wie Sie ja einzuräumen die Güte hatten.

Das nicht. Aber Befehl Seiner Erlaucht, des regierenden Herrn Grafen.

Der Juſtitiarius und Advocat erſchrak, daß er beinahe ſeine Haltung auf dem Pferde verloren hätte.

Herr du meine Güte, rief er, Befehl, höchſter Befehl Sereniſſimi?

So iſt es. Seine Erlaucht haben mir befohlen, Ihnen folgendes zu eröffnen: Sie hätten die Verpflichtung, jeden Dienſtag zum Schloſſe zu kommen. Sie ſeien am vorigen Dienſtage, heute vor acht Tagen, ausgeblieben. Dafür ſollten Sie jetzt acht Tage im Schloſſe bleiben, alſo erſt am nächſten Dienſtage wieder herausgelaſſen werden.

Der Advocat wiſchte ſich den Angſtſchweiß aus dem Geſichte. Aber, jammerte er, ich hatte ja dringende Abhaltung, gutеſter Herr Mohrenhaupt. Ich habe mich ja auch unterthänigſt entſchuldigt.

Befehl Seiner Erlaucht.

Alle Arbeit iſt ja abgemacht. Ich habe alles nachgeholt. Ich habe gearbeitet wie ein Vieh, mit Reſpect.

Befehl Seiner Erlaucht.

Aber meine Clienten! Die vielen Termine in dieſer

Woche, beim Stadtgerichte, beim Amte! Haben Sie Barmherzigkeit, mein einziger, mein gutester Freund.

Sie dauern mich, erwiderte der Hauptmann und Haushofmeister, Herr Mohrenhaupt, mit einem fortwährenden, unterdrückten Lachen, das seine Worte Lügen strafte. Sie dauern mich, lieber Herr Justitiarius. Aber entscheiden Sie selbst, ob ich Sie hinauslassen kann. Wer den Befehl Seiner Erlaucht übertritt, wird ohne Gnade und Barmherzigkeit desselbigen Tages aus dem Schlosse gejagt, ohne Pension und alles, und darf es in seinem Leben nicht wieder betreten.

Ich werde Serenissimum bitten.

Der Herr Mohrenhaupt lachte wieder laut.

Wie wollen Sie nur zu Seiner Erlaucht gelangen? Und sodann wissen Sie ebenso gut wie ich, daß das Wort, das der regierende Herr einmal ausgesprochen hat, unabänderlich ist. Er ließe sich eher das Leben nehmen, als daß er das Wort zurücknähme.

Der Advocat stöhnte aus tiefer Brust.

Leider, o du grundgütiger Gott, sagte er. Meine armen Clienten! Meine armen Termine!

Er ritt langsam nach dem Innern des Platzes zurück, woher er gekommen war.

Das Klopfen draußen am Thore hatte sich unterdeß mehre Male und immer stärker wiederholt.

Der Herr Mohrenhaupt hatte es in dem Eifer der Verhandlung mit dem Advocaten überhört.

Der Unteroffizier Mauernbrecher hatte es wol gehört; aber er hatte nicht gewagt, die Verhandlung, die eine dienſtliche war, zu unterbrechen.

Es fielen jetzt faſt furchtbare Schläge an das Thor.

Ho, ho, ſagte Herr Mohrenhaupt, was iſt denn das?

Ein Klopfen an das Thor! rapportirte der Unteroffizier. War alleweil ſchon lange da!

Auf einmal beſann ſich Herr Mohrenhaupt.

Hui, hui, Freunde, das wird etwas geben! Das werden der gnädige Herr Lieutenant von den Gardehuſaren ſein, höchſt ungnädig, weil Sie haben warten müſſen. Geſchwind, geſchwind.

Er eilte behende nach dem Thore. Ohne erſt die Klappe des Thores zu öffnen, ſchloß er mit dem Schlüſſel, den er von dem Unteroffizier erhalten hatte, das kleine Pförtchen in dem linken Thorflügel auf. Der Schlüſſel paßte zu dem Thore und zu dem Pförtchen.

Es war in der That der kleine Lieutenant der Gardehuſaren, der, blaß vor Zorn und Aerger, durch das Pförtchen ſtürzte. Er warf einen wüthenden Blick auf den Haushofmeiſter, einen wüthendern auf den Unteroffizier.

Schurke, fuhr er den alten Mann an, warum hat Er mich ſolange warten laſſen?

Schurke? Der Unteroffizier Mauernbrecher ein Schurke?

Aber der alte Soldat war im Dienſt und befand ſich ſogar einem wirklichen Offizier gegenüber. Wie hätte er nur „mucken“ ſollen.

Halten zu Gnaden, erwiderte er dienſtlich, einen andern unverſtändlichen Ton zugleich hinunterſchluckend, der Herr Hauptmann hatten allbereits den Schlüſſel.

Hauptmann? lachte der Lieutenant höhniſch. Kommen Sie einmal her, Sie, Herr gräflich, oder gar reichsgräflich Wolkenſteinſcher „Hauptmann“.

Der Hauptmann trat gehorſam vor.

So, nun ſtellen Sie ſich gerade auf, den Kopf in die Höhe, die Arme hübſch am Leibe.

Der Hauptmann that vor dem Lieutenant der Gardehuſaren, wie ihm befohlen wurde.

Schön. Jetzt ſetzen Sie noch das linke Bein vor; aber ſchlenkern Sie es hübſch von ſich, mit Ihrer unnachahmlichen Grazie.

Der Hauptmann that auch das. Der Lieutenant muſterte ihn mit zufriedenem Hohn.

Bravo. Nun rapportiren Sie, aber ohne alle Winkelzüge. Wer iſt mit meiner Couſine zurückgekommen?

Das Geſicht des kleinen runden Mannes wurde aufmerkſam und lang. Aber nur für eine Secunde.

Mit der gnädigen Comteß? fragte er unbefangen.

Habe ich etwa eine andere Couſine hier?

Hui, nein, Euer Gnaden.

Werde ich bald Antwort erhalten?

Es thut mir leid, daß ich da dem gnädigen Herrn Grafen nicht dienen kann. Ich habe den Wagen der gnädigen Comteß hier nicht zurückkommen ſehen.

Winkelzüge! rief drohend der junge Graf.

Ich ſchwöre dem gnädigen Herrn, daß ich nicht an der Wache war, als der Wagen zurückgekommen iſt. Hier, Herr Unteroffizier Mauernbrecher, muß es mir bezeigen.

Der Graf wandte ſich von dem Hauptmann weg an den Unteroffizier.

Der Unteroffizier Mauernbrecher ſchrak zuſammen.

Der Hauptmann Mohrenhaupt machte ganz das zufriedene, liſtige Geſicht eines ehrlichen Mannes, der durch verſtändiges Setzen der Worte ſeine Ehrlichkeit gerettet hat.

Wer war in dem Wagen meiner Couſine? fuhr der Lieutenant den Unteroffizier an.

Die gnädige Comteß und die gnädige Gräfin Arabella.

Weiter niemand?

Und alleweil auf dem Bock der Kutſcher Friedrich.

Niemand weiter?

Meine Augen haben keinen Menſchen weiter hier an der Wache vorbeifahren ſehen.

Schurke, Er lügt.

So wahr mir Gott helfe, Euer Gnaden, ich ſpreche die Wahrheit.

Der Graf wandte ſich an die vier Grenadiere, die noch immer ſteif unter den Gewehren ſtanden.

Der Unteroffizier Mauernbrecher machte das nämliche ehrliche Geſicht wie der Hauptmann.

Wer von euch, Burſchen, fragte der Graf die Grenadiere, war auf dem Poſten, als der Wagen der Comteß zurückkam?

Euer Gnaden, ich, meldete ſich etwas kleinlaut der Grenadier Helmſchwert-Müller.

Tritt vor, und ihr andern ſchert euch in euer Loch da hinein.

Ritterholm, Widderbaum und Kanonendonner ſchlichen in das Wachthaus.

Helmſchwert trat vor, mit einem ängſtlichen Blick bald auf den Lieutenant, bald auf den Unteroffizier.

Der Unteroffizier antwortete ihm mit einem drohenden Zuſammenziehen der Augenbrauen.

Der arme Helmſchwert zitterte, als wenn er zwiſchen zwei Feuern ſtände.

Wer war in dem Wagen, Burſch? fuhr der junge Graf auch den Grenadier an.

In dem Wagen, Euer Gnaden?

War meine Frage nicht deutlich?

O ſehr, ſehr.

So antworte.

Den Wagen der gnädigen Comteß meinen Euer Gnaden doch?

Wirſt du antworten, Schurke?

Den Wagen habe ich nicht vorbeifahren ſehen.

Der Grenadier Helmſchwert war ebenſo ehrlich wie ſeine Vorgeſetzten.

Kerl, und du ſtandeſt auf Poſten? fuhr der Lieutenant fort.

Zu Befehl.

Als der Wagen vorbeifuhr?

Zu Befehl.

Hier, auf dieſer Stelle?

Zu Befehl.

Millionen Donnerwetter!

Der Hauptmann Mohrenhaupt ſchlug hinter ſeinem Rücken drei Schnippchen.

Der Unteroffizier Mauernbrecher aber wurde blaß.

Der Grenadier Helmſchwert zitterte.

Der Lieutenant fuhr in ſeinem Verhör fort.

Zeige mir, Kerl, wo du ſtandeſt, als der Wagen vorbeifuhr?

Hier, Euer Gnaden.

Der Grenadier zeigte getreu die Stelle an.

Und wo fuhr der Wagen?

Hier!

Alſo drei Schritte an dir vorbei, und du willſt ihn nicht geſehen haben?

So wahr mir Gott helfe. Fragen Euer Gnaden nur den Herrn Unteroffizier.

Ich will von dir Antwort. Wie war es möglich, daß du den Wagen nicht ſaheſt?

Es war der Dienſt, Euer Gnaden, antwortete der Menſch in höchſter Angſt.

Der Unteroffizier hatte wieder Muth gefaßt.

Darf ich reden, gnädigſter Herr?

Rede Er!

Der Unteroffizier redete:

Zuerſt wollte alleweil der Grenadier Helmſchwert herausrufen, und es war doch niemand herauszurufen, Euer Gnaden, denn die Wache, Euer Gnaden, war nach Hauſe gegangen, um das Abendbrot alleweil zu verzehren.

Schöne Wache das, ſpottete der Lieutenant.

Zu Befehl, und brave Leute dazu. — Und darauf machte ich dem Grenadier Helmſchwert bemerklich, daß niemand herauszurufen ſei, daß das Herausrufen eigentlich unnütz ſei. Und darauf meinte der Grenadier Helmſchwert, es ſei um des Reſpects willen, vor der gnädigen Comteß nämlich; und darauf kamen wir in das Geſpräch über dieſen Gegenſtand, und darauf alleweil fuhr die gnädige Comteß vorbei, und der Grenadier Helmſchwert hat den Wagen nicht geſehen und auch nicht herausgerufen.

Und grade ſo iſt es, Euer Gnaden, verſicherte der Grenadier Helmſchwert.

Der Lieutenant ſchüttelte den Kopf, ungläubig, aber wenigſtens davon überzeugt, daß er durch weiteres Fragen nichts mehr werde ermitteln können.

Es wird ſich finden, drohte er.

Er ging.

Den drei Zurückgebliebenen wurde es leichter um das Herz, als er ging.

Nur der Unteroffizier Mauernbrecher zehrte zugleich an einem verbiſſenen Ingrimm.

Das muß man ſich bieten laſſen, bieten laſſen im Dienſte, ſagte er.

Aber der Hauptmann erwiderte ihm vergnügt:

Was wollen Sie, Freundchen? Er ist Mitglied des regierenden Hauses! Hat ein Recht dazu. Wenn auch nur Lieutenant, und ich Hauptmann. Unsererseits ist immer nur der Respect. Und dann! Was weiß er denn nun, dieser Herr Lieutenant von den Gardehusaren?

Er sah mit einem zufriedenen, sehr listigen Gesichte dem in dem dunkeln Thore verschwindenden kleinen Offizier nach.

Auch das Gesicht des Unteroffiziers Mauernbrecher wurde durch einen ähnlichen Zug erheitert.

Nicht minder das des Grenadiers Helmschwert. Diesem war auch jetzt klar geworden, daß der Unteroffizier nicht den Verstand verloren habe.

Er wagte daher die zutrauliche Frage an ihn: Was war denn das eigentlich mit dem Wagen, Herr Unteroffizier?

Der Unteroffizier aber fuhr ihn sehr zornig an: Schere Er sich auf seinen Posten.

Allein auch der Herr Mohrenhaupt wandte sich mit derselben Frage an den Unteroffizier:

Was war das mit dem Wagen? Haben Sie jemanden gesehen?

Haben Sie niemanden gesehen? fragte der Unteroffizier halb grimmig, halb listig zurück.

Herr Mohrenhaupt ſchwieg und wollte ſich entfernen.

Herr Hauptmann, rief indeß kläglich der Grenadier Helmſchwert. Ich bin noch nicht abgelöſt und meine Zeit iſt längſt um.

Da erinnerten der Ober- und der Unteroffizier ſich wieder an den Dienſt, und ſie gewahrten mit Schrecken, wie der Offizier von der Armee ihnen die Wache auseinandergejagt und die Abendwachtparade zerſtört habe.

Wurſt wider Wurſt, brummte der alte Unteroffizier für ſich.

Der Hauptmann aber ſagte freundlich zu dem Grenadier:

Gehe in die Wachſtube, Müllerchen, und löſe dich ſelbſt ab.

Wieder wollte er gehen. Aber noch einmal kehrte er um.

Hui, ſagte er, Freund Mohrenhaupt, oder wie du eigentlich heißen magſt, das hätte dir deinen ſchönen Dienſt koſten können.

Er hatte die Hauptſache vergeſſen: das Aufziehen der Zugbrücke und die Verſchließung und Verrammelung des Thores. Er ordnete dies an. Die Wache beſorgte es raſch.

Die Feſtung war für acht Tage, bis zum nächſten

Dienstag Morgen, geschlossen. Niemand konnte bis dahin aus noch ein. Den einzigen Schlüssel zum Oeffnen hatte der Hauptmann-Haushofmeister.

Den Schlüssel trug er zum regierenden Grafen.

III.

Die Schloßhonoratioren.

Unter den Gebäuden, die auf dem äußeren Schloß- oder Festungsplatze an den Wall sich anlehnten, befand sich, nicht gar weit vom Thore der Festung entfernt, ein hübsches, zweistöckiges Wohnhaus von mittlerer Größe. Es war die Wohnung des Schloßcastellans. Gleich rechts vom Eingange war darin ein freundliches Zimmer gelegen, dessen zwei Fenster auf den Platz führten. In diesem Zimmer versammelten sich jeden Morgen mehre Bewohner des Schlosses zum Frühstück. Die Versammlung bestand aus den Spitzen der Beamten und der Dienerschaft des Schlosses, oder wie es mit einem beide umfassenden Namen hieß: der gräflichen Dienerschaft. Die Mitglieder derselben wurden

daher auch sowol von der Herrschaft, als von dem unteren Dienerpersonal, von beiden vielleicht nicht ohne Ironie und theilweise Mißgunst, die Schloßhonoratioren genannt. Ihre Zusammenkunft fand in dem bezeichneten Zimmer regelmäßig um zehn Uhr des Vormittags statt; es war dies eine Zeit, in welcher jeder die ersten Geschäfte des Morgens abgethan hatte, und nun ohne Störung eine allgemeine Pause zum Ausruhen und zur Stärkung für fernere Arbeiten eintreten konnte. Das gemeinschaftliche Frühstück wurde aus Küche und Keller des Schlosses bestritten. Der Castellan mußte ein Zimmer seiner Wohnung dazu hergeben, und mit seiner Frau, die beide zugleich selbst zu den Schloßhonoratioren zählten, den Wirth machen. Es gehörte das zu dem Amte. Die Einrichtung hatte so seit Menschengedenken bestanden.

Die Glocke auf dem mittleren Thurme des Schlosses schlug zehn Uhr Vormittags. Mit dem letzten Schlage der Glocke öffnete sich eine Seitenthüre des Frühstückszimmers, durch welche dieses mit den inneren Theilen des Hauses, namentlich mit der Küche, in Verbindung stand. Ein Mann in mittleren Jahren trat in das Zimmer. Der Mann sah sehr ernst, etwas gedrückt aus. Auffallend war an ihm ein sehr langer und starker, weißgepuderter Zopf, der aus einem noch glän-

zend schwarzen Haupthaar bis über die Mitte des Rückens auf den braunen Frack des Mannes hinunterhing.

Der Mann blickte in dem Zimmer umher, ob alles in der gehörigen Ordnung sei. Sein Blick zeigte Zufriedenheit. Er konnte das auch wol. Der in der Mitte des Zimmers stehende lange Tisch war reich besetzt mit feinem, weißen Brote, frischer gelber Butter, mit Käse aus der Schweiz und aus Holland, und mit Fleischspeisen, unter denen selbst Rebhühner und Hasen nicht fehlten. Auf der Seite standen, wahrscheinlich für die Damen der Honoratiorengesellschaft, Schüsseln mit Kuchen. Symmetrisch zwischen Schüsseln und Tellern waren Weinflaschen aufgepflanzt, deren rother und weißer Inhalt den ernsten Mann durch das geschliffene Glas freundlich anblickte. Am oberen Ende des Tisches stand auf einem elfenbeinernen Einsatz eine von Goldsternen übersäete Liqueurkaraffe, und rund um diese ein halbes Dutzend in gleicher Weise besternte Liqueurgläser. Rund um den Tisch waren Stühle gestellt. Ein Sopha, und vor demselben ein kleinerer Tisch, befanden sich an der Seite.

Der ernste, traurige Mann in dem braunen Frack und mit dem langen, weißen Zopfe, nachdem er alles gemustert und in Ordnung befunden, ging gemessenen

Schrittes in dem Zimmer auf und ab. Er hielt sich dabei sehr gerade und zwar so, daß der gepuderte Zopf den sauberen braunen Frack nicht berühren konnte.

Die Hauptthür des Zimmers wurde aufgerissen. Ein ältlicher Mann stürzte herein, ein Mann mit einem breiten, aufgeworfenen grauen Gesichte. Auch an diesem Mann war etwas Auffallendes, und zwar, daß er von unten bis oben in strohgelber Kleidung steckte. Selbst gelbe Gamaschen bedeckten die Füße, so daß man von den Schuhen nur den Saum sehen konnte. Einen hohen Hut von gelbem Filz trug er in der Hand. Das graue Gesicht und die grauen Haare des Mannes stachen sonderbar genug gegen die kanariengelbe Farbe seiner Bekleidung ab.

Er sah sich mit einem schnellen Blick in dem Zimmer um.

Bon jour, Herr Castellan, sprach er mit nicht minder schneller Stimme. Noch niemand hier?

Wie Sie sehen, antwortete der Castellan in einem melancholischen Tenor.

Auch noch niemand hier gewesen?

Auch nicht.

Dann wissen Sie es also noch nicht, Herr Castellan?

Der Mann sprach mit seiner schnellen Stimme geheimnißvoll.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der ernste Castellan schien kaum darauf zu achten.

Noch nicht? Noch nicht? fuhr jener fort. Es ist hier etwas Neues im Schlosse passirt, Herr Castellan. Ein ganzer Sack voll Neuigkeiten, seit gestern Abend. Ein Geheimniß! ein großes, tiefes Geheimniß! Aber ich weiß es; ha, da kommen sie an den Rechten!

Der Castellan war nicht aufmerksamer geworden. Entweder war er mit andern Gedanken beschäftigt oder die Neuigkeiten und Geheimnisse grade dieses Mannes hatten kein Interesse für ihn.

Der gelbe Mann war unterdeß behende an das Ende des Tisches getreten, hatte aus der Liqueurkaraffe eins der goldbesternten Gläser vollgeschenkt und dieses mit einem Zuge geleert.

Prr! Herr Castellan, schöner Danziger Duft. Vortrefflich. Auf Ehre!

Prr! Also noch nichts bekannt? gar nichts? gar nichts?

Ich weiß nicht, was Sie wollen, Herr Kammerdiener!

Und Leibchirurg, Leibchirurg, lieber Herr Castellan. Lege kein Gewicht darauf. Sie wissen das. Aber Befehl. Bin simpler Chirurg, und damit zufrieden.

Bartkratzer, brummte für sich der Castellan.

Der andere fuhr fort. Aber was ich will? Was

ich will? Ich könnte viel. Auf Ehre! Ich könnte Ihnen viel erzählen. — Frau Caſtellanin nicht zu Hauſe?

Nein!

Nein? Potztauſend, nein! Ei, ei! Frau Caſtellanin nicht zu Hauſe? Das hat etwas zu bedeuten.

Das hat nicht mehr zu bedeuten, als daß meine Frau bei der Haushofmeiſterin iſt —

Und Hauptmännin, Hauptmännin!

Sie wiſſen, ich liebe den Schnickſchnack nicht.

Schnickſchnack? Hoher Befehl, höchſter Befehl des regierenden Herrn, jedem ſeinen ordentlichen, höchſten Titel zu geben.

Der Mann iſt Haushofmeiſter.

Und Hauptmann, Hauptmann der Schloßſoldaten. Und Hauptmann iſt mehr als Haushofmeiſter. Und wie geſagt, jedem den höchſten Titel. Alſo bei der Frau Hauptmännin ſind Frau Gemahlin? Ach ich habe Eile heute. Bon jour, empfehle mich.

Er eilte fort. In der Thür kehrte er um.

Niemandem ſagen, daß ich hier geweſen bin. Niemandem, nicht wahr?

Er eilte wieder zur Thür. Nochmals kehrte er um.

Ich komme wieder, und dann ſollen Sie Wunderdinge hören, Wunderdinge, auf Ehre! Einen ganzen

Sack voll Neuigkeiten. Etwas davon kann ich Ihnen ſchon jetzt ſagen. Aber im höchſten Vertrauen. Die gnädige Comteß und die Gräfin Arabella ſind geſtern Abend auf der Promenade von einem tollen Hunde angefallen worden. Alle beide. Aber nicht gebiſſen, das Thier wüthend, aber doch nicht gebiſſen. Alle beide nicht gebiſſen. Sichtbare Gnade Gottes! Auf Ehre! Daß die alte Dame nicht, läßt ſich erklären. Stracks zu Boden gefallen und ohnmächtig geworden. Das unvernünftige Thier hat die für todt gehalten, läßt ſich erklären. Aber gnädige Comteß, das iſt purer Reſpect des Thieres vor der Hoheit, ſonſt gar nicht zu erklären. Kenne das, als Chirurg, Waſſerſcheu, auf Ehre.

Er rannte fort.

Der Caſtellan hatte nicht weiter auf ihn gehört.

Er rief ihm nur ſchwermüthig nach: der gelbe Narr!

Bald nachher wurde die Thür des Zimmers wiederum geöffnet, aber dies Mal langſam, und auch langſam trat, oder hinkte vielmehr ein kleines, ſchmächtiges Männchen herein in großen Reiterſtiefeln, beinahe die ganze linke Seite des Geſichtes mit einem breiten ſchwarzen Pflaſter bedeckt. Sein Blick hatte einen nicht minder ſchwermüthigen Ausdruck wie der des Caſtellans.

Guten Morgen, Freund Caſtellan, ſagte der Eintretende mit einer tiefen Baßſtimme, die durch den traurigen Ton, in dem ſie ſprach, einen beinahe ſchauerlichen Eindruck machte.

Guten Morgen, Freund Stallmeiſter, erwiderte ebenſo traurig der Caſtellan.

Die beiden Freunde ſtellten ſich nebeneinander. Der Stallmeiſter ſah ſchwermüthig auf den Zopf des Caſtellans. Der Caſtellan ſah ſchwermüthig auf das Pflaſter des Stallmeiſters.

Nach einer Weile ging der Stallmeiſter gleichfalls zu der Liqueurkaraffe, aber langſam, ſchweigend. Er ſchenkte ſich gleichfalls eins der goldbeſternten Gläſer voll und trank es aus. Aber anſtatt des lauten Prr! und Schüttelns des Leibchirurgen, hörte man von ihm nur einen tiefen Seufzer, als er ausgetrunken hatte. So hinkte er zu dem Caſtellan zurück und beide ſtellten ſich wieder nebeneinander.

Noch immer das ſchreckliche Pflaſter, ſagte der melancholiſche Tenor des Caſtellans.

Noch immer der ſchauerliche Zopf, erwiderte in ſeinem tiefen Baß der Stallmeiſter.

Ich möchte manchmal verzweifeln.

Ich möchte oft raſend werden.

Solcher Schnickſchnack!

Solche Komödie!

Aber der gute Dienſt!

Ja, der gute, bequeme und honnete Dienſt!

Ein Troſt iſt es nur, daß die anderen nicht beſſer daran ſind. Selbſt der Neffe muß ſeinen langen Schleppſäbel tragen und darf ihn nicht einmal an der Tafel ablegen.

Die anderen fühlen es nur nicht ſo wie wir beide, erwiderte der Baß des Stallmeiſters. Jene vermögen ſich darüber hinwegzuſetzen. Wie leicht flog noch eben der Schloßkanarienvogel an mir vorüber, nach der Wohnung des Haushofmeiſters hin. Und dieſer hellblaue Haushofmeiſter mit der großen Bärenmütze wirft das linke Bein ſo ſtolz von ſich, als wenn er nicht der Haushofmeiſter, ſondern der Herr des Schloſſes ſelbſt wäre.

Ja, ja, ſie tragen alle, wie wir beide. Hat er doch mit dem alten Kaplan angefangen. Womit die Leute ſich ihm zum erſten Male vorgeſtellt haben, das müſſen ſie nach ſeiner Laune für ihr ganzes Leben lang beibehalten. Solche regierende Herren haben doch oft ſonderbare Launen. Der Kaplan, als er zum erſten Male vor dem gnädigen Herrn erſchien, trug weiße Zwickelſtrümpfe und Schuhe mit großen zinnernen Schnallen; die Schnallen mochten freilich wol

etwas größer ſein, als andere Leute ſie damals trugen, ſonſt wären ſie dem Herrn wol nicht aufgefallen. Und nun muß der alte Mann ſie tragen bis an ſein ſeliges Ende. Darauf kam der Windbeutel von Kammerdiener in ſeinem gelben Ranking; er hat ſeit dem Tage keine andere Farbe mehr an ſeinem Leibe tragen dürfen. Dann erſchien der hellblaue Haushofmeiſter wie ein dreifacher Narr in dem hellblauen Frack, den grünen Tricotbeinkleidern und den gelben Stulpenſtiefeln. Er muß zur Buße für ſeine Narrheit ſchon bei lebendigem Leibe wie ſein eignes Geſpenſt in demſelben Zeuge umgehen; nicht einmal den Schnitt darf er verändern. Darauf kam die Reihe an mich armen geſchlagenen Mann. Ich vergeſſe jene unglückliche Stunde nicht. Ich war zu der Stelle als Caſtellan des Schloſſes vorgeſchlagen. Eine beſſere Stelle war in der Welt für mich nicht zu erlangen. Ich mußte mich dem regierenden Herrn präſentiren. Ich putzte mich aufs beſte heraus. Ich hatte mir einen neuen braunen Frack machen laſſen: es war damals die Modefarbe. Die Natur hatte mich mit einem ungemein ſchönen, ſtarken und langen Zopf beſchenkt. Nur wenige Menſchen freilich trugen damals noch Zöpfe; ich hatte den meinigen aus Liebhaberei behalten. Ich hätte ihn aber doch abgeſchnitten, wenn jener Schuft

von Haushofmeiſter mir nicht vorgeredet hätte, der regierende Herr habe Gefallen an Zöpfen und werde mich ſchon allein um des Zopfes willen anſtellen. Der Schurke wollte nicht der einzige Narr hier ſein. Ich ging in die Falle und präſentirte mich in dem braunen Frack und mit dem langen Zopf, ſchmuck gebunden, ſchneeweiß gepudert. Der Herr hatte in der That großes Wohlgefallen daran. Er lobte ſehr den Abſtand der braunen und der weißen Farbe auf meinem Rücken und nahm mich auf der Stelle in ſeine Dienſte. Wie war ich ſo überglücklich, daß mein Zopf noch zuguterletzt dieſes Wohlgefallen erregt habe. Zwar machte der Herr mir zur Bedingung, daß ich immer ſo in braunem Frack und mit weißgepudertem Zopf ſein ſolle, in, wie außer dem Dienſte, ja gar in, wie außer dem Hauſe. Allein ich dachte, das ſei ſo ein gnädiger Scherz, der bald werde vergeſſen ſein, und ging deshalb mit leichtem Herzen die Bedingung ein. Von den anderen hatte ich damals noch nichts gehört. Seitdem iſt die Freude meines Lebens dahin. Es war keine vorübergehende Grille. Den braunen Frack wollte ich noch hingehen laſſen. Aber der Zopf, in der gegenwärtigen Zeit! Entweder den Zopf laſſen oder den Dienſt, dieſen guten Dienſt, das iſt hart. Es iſt mir, als wenn ich ein Stück von meinem Leibe verkauft hätte.

Ja, das iſt eine ſchauerliche Geſchichte, bemerkte der ſchauerliche Baß des Stallmeiſters. Aber geht es mir um ein Haarbreit beſſer? Muß ich nicht Zeitlebens dieſes verdammte ſchwarze Pflaſter tragen, weil ich arglos glaubte, bei der Vorſtellung vor dem Herrn durch ein gewiſſes martialiſches Ausſehen meine leider kleine Figur zu heben und mit meinem Baß mehr in Uebereinſtimmung zu bringen, wenn ich ein großes Pflaſter in mein Geſicht klebte?

Dafür, Freund, ſchaltete der Caſtellan ein, habt Ihr auch euren Poſten behalten, als Ihr lahm wurdet, obwol Ihr ſeitdem kein Pferd mehr beſteigen könnt. Ihr habt einen Adjuncten bekommen, der die Arbeit thut, und Ihr habt das Amt und den Gehalt.

Ja, ja, gewiſſermaßen bin ich ſogar beſſer daran, als der arme Major, der immer die ſchweren Pfundſporen tragen muß und doch noch nie ſich auf ein Pferd gewagt hat, und dabei gar die Brille mit den radgroßen grünen Gläſern.

Warum kam er mit Sporen und Brille, die er nicht nöthig hatte, zum Schloſſe zurück?

Am ſchlimmſten, fuhr der Stallmeiſter fort, ſind immer dieſe armen Schloßſoldaten daran. Sie dürfen nicht einmal ihren ehrlichen Namen behalten. Helmſchwert, Ritterholm, Kanonendonner, und wie ſie ſich

weiter müſſen rufen laſſen, ſtatt ihrer angeſtammten Namen Müller, Schröder, Schulze u. ſ. w. Und nun gar dieſer Hauptmann und Haushofmeiſter, der ſich als Hauptmann muß Mohrenhaupt nennen laſſen, als Haushofmeiſter aber ſeinen Namen Lindenberger führen darf.

Dem Schurken gönne ich das, ſagte etwas heftig der Caſtellan.

Die beiden Freunde brachen ihr Geſpräch ab und ſchauten durch das Fenſter, wie es ſchien nicht ohne eine gewiſſe Sehnſucht.

Endlich ſagte nach einer Pauſe der Stallmeiſter: Laßt auftragen, Freundchen, er kommt.

Ja, er kommt, wiederholte ſchwermüthig der Caſtellan.

Er klingelte.

In der aus der Küche führenden Thür erſchien ein Bedienter in der Livree des gräflichen Hauſes, hechtgrau mit grünen Aufſchlägen.

Auftragen! befahl die traurige Stimme des Caſtellans.

Der Bediente verſchwand und kehrte nach einer halben Minute zurück, auf einem großen Präſentirbret die warmen Beſtandtheile des Frühſtücks hereintragend.

Gleichzeitig öffnete ſich die andere Thür, und es

erſchien durch dieſelbe die kleine, dicke Figur des Hauptmann-Haushofmeiſters. Der Mann war gekleidet, wie bei der Wachtparade des geſtrigen Abends; nur trug er jetzt nicht die Bärenmütze und nicht den Säbel. Anſtatt jener war ſein Kopf mit einem niedrigen, breiten Quäkerhut bedeckt!

Er ſchien eine Hauptperſon unter den Frühſtücks-honoratioren zu ſein. Darum war auf ihn mit dem Auftragen der warmen Speiſen gewartet worden, darum hatte der Stallmeiſter das Endlich der Erlöſung gerufen, und vorher nur die Danziger Duft, oder „den" Danziger Duft, wie der Leibchirurg ſagte, anzurühren gewagt; darum verbeugte er, der Haushofmeiſter, ſich auch nur leicht und obenhin. Der Stallmeiſter mit ſeinem lahmen Bein aber machte einen ſehr laut ſchnarrenden Kratzfuß, und der Caſtellan bog ſeinen Rücken ſehr weit vor, jedoch ſorgfältig den gepuderten Zopf ſeitab haltend, damit er den braunen Frack nicht beſchmuze.

Guten Morgen, meine Herrn, ſagte der Haushofmeiſter Lindenberger.

Einen ſchönen guten Morgen, Herr Haushofmeiſter, erwiderte gleichzeitig der melancholiſche Tenor des Caſtellans und der ſchauerliche Baß des Stallmeiſters.

Spät geworden, he, bemerkte der Haushofmeiſter.

Geſchäfte gehabt ſolange? fragte der Stallmeiſter.

Wann fehlten die? Aber ſollen wir nicht zulangen, meine Herrn?

Das ließ der Stallmeiſter ſich nicht zweimal ſagen. Der Haushofmeiſter ſagte es auch nicht zum zweiten Male. Beide langten ohne weiteres tapfer zu. Der Caſtellan ſchloß ſich ihnen an.

Die Tapferkeit im Eſſen und Trinken unterbrach die Unterhaltung nicht.

Zuwachs für dieſe Woche, he! Wiſſen die Herrn ſchon? fragte der Haushofmeiſter.

Der arme Juſtitiarius, ſagte melancholiſch der Caſtellan.

Arm? Ei, ei, Herr Caſtellan! Auf höchſten Befehl des regierenden Herrn! Warum blieb der Mann am Dienſtag vor acht Tagen aus? Strafe muß ſein.

Ja, ja, Strafe muß ſein.

Aber auch der Doctor hat ſich einfangen laſſen. Dem Schlemmer iſt das ſchon zum zweiten Male geglückt. Und dies Mal hat er es fein genug angefangen. Will freilich von dem Geburtstage der gnädigen Comteß profitiren, was ich ihm nicht verdenke.

Da ließ er ſich denn den ganzen Abend geſtern nicht erblicken. Ich ſuchte ihn wie eine Stecknadel, in allen Winkeln, bis ich zur Wachtparade mußte. Aber mein Doctorchen war nicht zu ſehen und zu hören.

Erſt als ich den Schlüſſel an Seine Erlaucht abgeliefert hatte, kam er herangelaufen, that ängſtlich, verlangte hinausgelaſſen zu werden, wollte ſich die Haare ausreißen, jammerte über ſeine Patienten in der Stadt, und konnte doch die Freude in dem Grunde ſeines Herzens nicht verbergen, daß es ihm gelungen war, acht Tage lang hier in Freuden und in Faulheit zu verleben, und ſeine Collegen in der Stadt die Arbeit für ſich thun zu laſſen.

Dieſe Aerzte ſind gewiſſenloſe Menſchen, bemerkte wehmüthig der Caſtellan.

Thut das Metier, Freundchen, erwiderte der Haushofmeiſter. Alles Gefühl abgeſtumpft.

Die Thür des Zimmers wurde wieder heftig aufgeriſſen und der Kammerdiener und Leibchirurg ſtürzte wieder eilig herein.

Bon jour, bon jour, meine Herrn! Einen ganzen Sack voll Neuigkeiten. Aus den allerſicherſten Quellen. Wiſſen Sie ſchon, daß wir Gefangene hier haben, eine ganze Portion.

Zwei, eine ganze Portion! zuckte höhniſch der Stallmeiſter die Achſeln.

Iſt eine bekannte Sache, Freundchen, bemerkte dem Leibchirurgen freundlich der Haushofmeiſter, der gegen jedermann freundlich zu ſein ſchien.

Der Leibchirurg antwortete ſchnell beiden.

Eine bekannte Sache! Ihnen, ja, Herr Haushofmeiſter und Hauptmann. Sie ſind die Seele des Ganzen. Verſteht ſich; verſteht ſich. Aber nur zwei, Herr Stallmeiſter? Nur zwei? da wiſſen Sie nichts, gar nichts.

Der Haushofmeiſter war aufmerkſam geworden.

Was wollten denn Sie wiſſen, Freundchen? fragte er.

Der Leibchirurg warf ſich in die Bruſt.

Ich! ha, ich? Da kommen Sie an den Rechten. Aber alles in der Reihe. Da iſt alſo erſtens der Juſtitiarius gefangen. Der arme Mann ſitzt da drüben in der Kanzlei; faſt mit Thränen in den Augen, und ruft nach ſeinen armen Clienten und ſeinen unglücklichen Terminen. Dann iſt der Doctor gefangengenommen, ha, ha, ha, und macht auch ein betrübtes Geſicht, aber nicht nach ſeinen verlaſſenen Patienten, ſondern weil die Gräfin Arabella ſchon nach ihm geſchickt hat, und er nun fürchtet, zu ſpät zum Frühſtück hier einzutreffen. Die alte Dame weiß alles; woher ſie nur ſchon ſo früh erfahren haben mag —? Und dann ferner wäre die gnädige Comteß geſtern Abend auf ein Haar beinahe von zwei tollen Hunden todt gebiſſen worden. Sind ein paar greulich große Thiere

geweſen, wie kleine Pferde. Aber der Herr Graf Alexis haben mit ihrem Huſarenſäbel höchſt eigenhändig ſie beide todtgeſchlagen und ſo das Leben und auch den herrlichen Geiſt der gnädigen Comteß gerettet. Denn die Hundswuth iſt eine Tollheit, ein Wahnſinn, der ſich auch dem Menſchen mittheilt.

Allen, Freundchen? fragte der Haushofmeiſter, nicht ohne einige Bosheit.

Der Leibchirurg ſtutzte, etwas verlegen.

Allen? erwiderte er. Allen wol nicht; z. B. wer nicht gebiſſen wird, und ſodann, ſodann, ha, da kommen Sie an den Rechten — erlauchtes Blut, erlauchtes Blut! Nicht jedes Blut kann inficirt werden. Ich weiß das, als Chirurg. Und durch das Blut kommt es erſt in den Verſtand. Alſo —

Alſo hätte die gnädige Comteß auch nicht ihren Geiſt verlieren können, wenn ſie wäre gebiſſen worden!

Aber doch das Leben! das Leben!

Und von zwei Hunden ſprechen Sie? Ich habe nur von einem gehört.

Zwei, zwei! ich verſichere Sie. Die Leute ſprechen gar von dreien. Aber ich glaube das nicht, das iſt Uebertreibung. Und man muß nichts übertreiben, nichts. Man muß immer bei der Wahrheit bleiben.

Ja, ja, dröhnte ſo furchtbar der Baß des Stall-

meiſters, daß der Leibchirurg erſchrocken in die Höhe fuhr.

Aber er faßte ſich auf der Stelle wieder.

Und ſodann, fuhr er fort, jedoch leiſer, langſamer, indem er ſich ſchüchtern umſah. Und ſodann — aber Sie dürfen mich nicht verrathen .... Um Gottes-willen dürfen Sie mich nicht verrathen. Denn Sie wiſſen, es gibt überall gewiſſe Dinge, die einem, wenn man ſie weiter erzählet, gewiſſermaßen den Hals brechen können, und die man daher nur im vertrauten Freun-deskreiſe mittheilen kann.

Er ſprach ſo geheimnißvoll, daß nicht nur der Haushofmeiſter, ſondern auch der Stallmeiſter aufmerk-ſam geworden war.

Dies Mal ſcheint der Bartkratzer etwas zu wiſſen, raunte er leiſe dem Caſtellan zu.

Doch dieſer erwiderte verächtlich: Glauben Sie mir, der Windbeutel weiß nichts.

Die beiden Honoratioren hatten nicht ſo leiſe ge-ſprochen, daß das große und weit abſtehende Ohr des Chirurgen nicht einzelne ihrer Worte aufgefangen hätte.

Windbeutel? rief er, indem plötzlich ſein graues Geſicht roth wurde. Bartkratzer? rief er lauter hinterher.

Aber indem er ſich in die Bruſt warf, fuhr er gemäßigt und ſtolz fort: Den Bart raſiren, das iſt

eine ehrliche Kunst. Und ein Windbeutel ist noch lange kein Narr, er hat nur Narren zum Besten.

Darüber wurde der Stallmeister zornig. Narren? rief er. Herr, wer ist Ihr Narr? Wer? Sie, Sie, Kanarienvogel.

Sie Pflasternarr! Sie Pflasternarr! Sie Reitkünstler, der nicht reiten kann. Sie —

Der Baß des Stallmeisters setzte mit einem furchtbaren Brummen an, um etwas zu erwidern.

Der Castellan kam ihm zuvor.

Stören Sie hier die Frühstücksruhe nicht, rief er in dem befehlenden Tone des Hausherrn dem Kammerdiener zu. Sie, geduldeter Mensch hier!

Das versetzte den Bartkünstler in Wuth.

Was? rief er. Ich ein geduldeter Mensch? Ich? Was sind Sie denn, Sie Zopfnarr? Ha, ha, ha, Sie brauner Zopfnarr!

Das Wort machte einen vernichtenden Eindruck auf den wehmüthigen Castellan.

Das ist zuviel! rief er die Hände ringend, und stürzte an das Fenster, den Kopf an die kalten Scheiben pressend.

Der Haushofmeister übernahm die Rolle des Friedenstifters. Freunde, sagte er, Sie alle, werthe Freunde, mäßigen Sie sich. Ruhe ist die erste Bürger-

pflicht, wie Sie alle wissen, und das ist ein großes Wort.

Aber der Leibchirurg rief: Was, was? ich ein Windbeutel, ich ein Bartkratzer? Ich ein geduldeter Mensch? Da kommen Sie an den Rechten.

Der Haushofmeister ersann ein anderes Mittel der Ruhestiftung. Indem er den Leibchirurg auf die Seite führte, fragte er ihn leise:

Ihr Geheimniß, Freundchen? Wissen Sie, daß Sie mich neugierig gemacht haben?

Der Bartkünstler vergaß Zorn und Streit.

Oui, oui, sagte er. Aber parole d'honneur, Sie verrathen mich nicht? Es kommt unmittelbar aus dem Cabinet Seiner Erlaucht.

Seiner Erlaucht? erwiderte beinahe erschrocken der Haushofmeister. Mann, um des Himmels willen, sprechen Sie leise. Das kann Ihnen den Dienst kosten. — Aber Sie wissen, ich verrathe Sie nicht.

Ich weiß, ich weiß, Verehrter. Ich rechne darauf. Plaudern aus dem Cabinet, nur reden vom regierenden Herrn, kostet den Dienst, ohne Gnade. Dienstgeheimniß muß sein. Ich weiß. Aber hören Sie; haben Sie heute schon die neuen Zeitungen gelesen?

Nein, Freundchen.

Hören Sie —

Er wurde unterbrochen. Die Thür öffnete sich. Ein wohlgebildeter, elegant gekleideter Herr, etwa im Anfange der vierziger Jahre, trat ein. Er grüßte die Anwesenden mit einer freundlichen Herablassung.

Der Gruß wurde mit einer gewissen zutraulichen Ehrerbietung erwidert. Nur der Haushofmeister konnte ein etwas boshaftes Lächeln nicht unterdrücken.

Der Eintretende wandte sich zuerst an den Haushofmeister.

Erlaucht befinden sich doch wohl?

Zu dienen, erwiderte der Haushofmeister mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit.

Der andere warf darauf sofort einen behaglichen Blick auf die besetzte Tafel.

In der gewohnten, angenehmen Beschäftigung, wie ich sehe! Aber die Gesellschaft ist ja noch nicht vollzählig.

Werden sich schon alle einfinden, ich versichere Ihnen, bemerkte der Haushofmeister.

Der andere lachte.

Zu einer so anziehenden Beschäftigung allerdings.

Hui, he! Versüßt die Gefangenschaft, sagte listig der Haushofmeister.

Ein Trost in Leiden, ein Ersatz für die verlorene Freiheit!

Wir werden, nahete sich der Baß des Stallmeisters, wir werden für diese Woche die Ehre vom Herrn Doctor haben?

Sehr schätzbar, sehr schätzbar, setzte eilig der Leibchirurg hinzu.

Gehorsamer Diener, meine Herren.

Darf ich dem Herrn Doctor präsentiren? nahete sich der Castellan.

Er hatte das Beste und Feinste vom Tische ausgesucht.

Das Gesicht des freiwillig gefangenen Arztes zeigte mit jeder Secunde mehr Behaglichkeit.

Sehr gütig, lieber Castellan. Ei, vortreffliche Rebhühner. Und noch ein Hase? In der späten Jahreszeit?

Befehlen der Herr Doctor Madeira oder Malaga?

Nichts da, he, nahm der Haushofmeister das Wort. Der Herr Doctor ziehen Capwein oder Hermitage vor.

In der That, ich leugne nicht. Und wenn Sie mir Gesellschaft leisten würden, lieber Haushofmeister —

Also Capwein oder Hermitage? Was von beiden befehlen Sie?

Ich denke, rother Hermitage —

Bestellen Sie, Castellanchen.

Der Caſtellan beſtellte.

Der Doctor begann vorläufig ein halbes Rebhuhn zu verzehren.

Der Leibchirurg war ungeduldig, ſein Geheimniß anzubringen. Der Haushofmeiſter war ungeduldig, es zu vernehmen. Aber der Doctor gab trotz ſeiner angenehmen Beſchäftigung ihnen keine Zeit.

Ich bin nicht der einzige Gefangene hier, wie ich höre? ſagte er.

Der Herr Juſtitiarius! fiel ſchnell der Leibchirurg ein.

Auch noch ein Freiwilliger ſoll mein Schickſal theilen, nicht wahr, Haushofmeiſter?

Den Juwelenhändler meinen der Herr Doctor?

Der, fiel der Leibchirurg ein, der hat hier bleiben müſſen für den Geburtstag der gnädigen Comteß.

Alter Plaudermatz, rief der Haushofmeiſter.

Hat ſchöne Sachen, fuhr der Leibchirurg fort. Vortreffliche Sachen. Diamanten ſo groß wie Hühnereier, und Uhren ſo klein, wie ein verſchliſſener Kupferheller. Aber theuer, raſend theuer. Sitzt drüben bei der Frau Hauptmann, wo auch die Frau Caſtellanin iſt. Charmante Damen, von der feinſten Bildung, vom beſten Geſchmack. Er zeigt ihnen ſeine Sachen. Will ihren Rath hören, was ſich am beſten für die

gnädige Comteß paſſe. Auch Mamſell Lutzen wurde hingerufen.

Da wird das Theuerſte das Beſte ſein, bemerkte der Doctor.

Gnädige Comteß lieben den Putz nicht. Geruhen ſehr einfach zu ſein. Werden gewiß nur beſcheiden auswählen.

Darum jener Damencongreß. Der Kaufmann ſcheint doppelt klug zu ſein.

Der Caſtellan trat mit der Flaſche Hermitage herein. Er ſchenkte dem Doctor ein Glas ein. Der Doctor ſchenkte ein zweites Glas ein für den Haushofmeiſter. Er ſtieß mit dieſem an.

Der Gefangene bittet ſeinen geſtrengen Commandanten um milde Behandlung.

He, bin ich denn ſtrenge geweſen? fragte der Haushofmeiſter.

Er warf einen Blick auf den feurigen Wein, der in dem Glaſe des Doctors perlte.

Alſo auf Fortſetzung ſolcher menſchlichen Geſinnungen, ſagte der Doctor, indem er mit der einen Hand ſich ein zweites Glas einſchenkte und mit der andern nach der zweiten Hälfte des Rebhuhnes langte.

Und, fuhr er, das Rebhuhn verſpeiſend, fort, ein guter Chriſt und Bürger läßt in chriſtlichen und bürger-

lichen Tugenden nicht nur nicht nach, ſondern ſucht ſogar ſich immer mehr darin zu vervollkommnen. So, hoffe ich, wird es denn auch bei meinem würdigen Freund und Commandanten der Fall ſein. Er wird gegen ſeinen armen Gefangenen nicht den hartherzigen Kerkermeiſter, ſondern den freundlichen Haushofmeiſter des Schloſſes Wolkenſtein machen.

Das heißt? fragte lauernd der Haushofmeiſter.

Uebermorgen iſt der hohe Geburtstag, nicht wahr?

Uebermorgen.

Die Vorabende vor ſolchen hohen Geburtstagen pflegen nur zu ſehr zu den magerſten Zeiten des Jahres zu gehören, und zu den langweiligſten dabei.

Nicht miteinander in Verbindung.

Sehr wahr.

He, armer Herr Doctor, der da gefangen iſt an einem ſolchen magern und langweiligen Tage.

Sehen Sie, Freund, das iſt der Punkt, auf dem Sie ſich unvergängliches Verdienſt erwerben können, durch Ausübung Ihrer chriſtlichen und menſchlichen Tugenden.

Das heißt?

Der Doctor ſtand auf und legte ſeinen Mund an das Ohr des Haushofmeiſters.

Champagner —! flüſterte er. In Ihrer Stube.

Morgen Abend. Wir beiden allein mit Frau Gemahlin. Nehmen allenfalls noch die Lutzen hinzu.

Der Haushofmeiſter erſchrak.

Hui, ſchüttelte er den Kopf, geht nicht, geht nicht.

Warum nicht?

Der regierende Herr kennen den Champagnerbeſtand.

Der regierende Herr, erwiderte der Doctor, hat ſich ſchon oft verzählet und verrechnet, wenn ſein Haushofmeiſter nachzählte und nachrechnete. Sie wiſſen, ich laſſe für guten Champagner nun einmal mein Leben. Und Dank Ihnen, Freund, es gibt keinen beſſern Champagner in Deutſchlands Kellern, als in denen des Schloſſes Wolkenſtein.

Es geht nicht, Freundchen, es geht nicht.

Ich habe Ihnen eine wichtige Neuigkeit mitzutheilen. Eine ſehr wichtige. Aber nur morgen Abend beim Champagner.

Hui, auf Ehre?

Auf Ehre.

Wen betrifft ſie?

Morgen Abend.

Zuerſt muß ich wiſſen, wen ſie betrifft.

Und dann?

Dann beſinne ich mich.

Das ſind verſtändige Anſichten. Sie betrifft alſo die Comteß und den jungen Grafen.

Und was? Und was?

Morgen Abend.

Aber Sie machen mir etwas weiß.

Ich? Ihnen, Freund? Ich komme aus den Boudoirs der beiden Gräfinnen. Ich war auch noch anderswo. Ich kann Wunderdinge erzählen, die ſeit geſtern Abend paſſirt ſind.

Morgen Abend?

Morgen Abend.

Um ſieben?

Um ſieben.

In meinem Arbeitsſtübchen?

Ich denke.

Es ſei denn.

Sehr verſtändig. Und Sillery, Montebello und Cliquot. Wir probiren durch und beim beſten bleiben wir.

So ſei es, erwiderte mit einem Seufzer der Haushofmeiſter.

Und die Lutzen? Sie iſt trotz ihren achtundzwanzig Jahren eine appetitliche Perſon, beſonders wenn ſie Champagner getrunken hat. Ich liebe ſie dann um ſo mehr. Wahlverwandtſchaft! Sie theilt mit mir den Geſchmack für Champagner.

Der Haushofmeiſter nickte ſtumm.

Die Geſellſchaft vermehrte ſich; drei Damen traten in das Frühſtückszimmer.

Zuerſt eine feine und doch üppig gebaute Blondine mit einem hübſchen Geſichte, dem zwar die erſte Jugendfriſche fehlte, dem aber ein Ausdruck von Würde und Strenge einen um ſo pikanteren Reiz verlieh, als Würde und Strenge dem aufmerkſamen Beobachter nicht ganz wahr erſchienen.

Einem Mann, wie dem Doctor, dem aller Genuß zuletzt nur die Bedeutung des „Appetitlichen“ hatte, konnte dieſe Dame beſonders liebenswürdig erſcheinen.

Hinter ihr her ſchritt mit ſteifem Weſen eine ältere Dame. Dieſer folgte beſcheiden, anſpruchslos und unbedeutend eine Frau in mittlern Jahren.

Einen ſchönen guten Morgen, Mamſell Lutz, tönte es mit vielen, durchgängig devoten Bücklingen, der zuerſt Eintretenden entgegen.

Mamſell Lutz war die Kammerjungfer, oder, wie ſie ſich lieber bezeichnen hörte, die Kammerfrau der jungen Gräfin Leontine.

Mamſell Lutz dankte mit einem ebenſo anmuthigen, wie würdevollen Neigen des Kopfes.

Einen ſchönen guten Morgen, Frau Hauptmann! wurde nicht minder reſpectvoll die zweite Dame begrüßt.

Die Dame erwiderte den Gruß mit einer breiten, rauſchenden Verbeugung.

Guten Morgen, Frau Wirthin, wurde die dritte Dame empfangen, die Gattin des Caſtellans, etwas weniger ceremoniös, aber deſto freundlicher.

Die Damen waren in eine Geſellſchaft getreten, die zu leben wußte. Die anweſenden Herren beſchäftigten ſich nur mit ihnen. Selbſt der Doctor hatte ſeine angenehmſte Beſchäftigung unterbrochen. Er war aufgeſprungen, hatte der Mamſell Lutz oder Lutzen, wie man nicht zu, aber von ihr ſprach, den Arm geboten und ſie zu dem Sopha geführt, das ſie, als den ihr gebührenden Ehrenplatz, ohne Zögern einnahm. Er eilte dann zurück, ſchenkte ein Glas Hermitage und ein Glas Malaga ein, ſtellte beides auf einen Präſentirteller und war damit in wenigen Secunden wieder bei der Dame.

Malaga oder Hermitage, was befehlen Sie?

Ein zärtlicher Blick begleitete die Frage.

Ein Blick, der nicht mehr halb ſtrenge war, antwortete aus den ſchönen Augen der Dame dankend.

Ich unterwerfe mich ganz der Beſtimmung des Arztes, antwortete ſie.

Warum nicht lieber des Freundes?

Nun denn, auch des Freundes.

Wenn dann aber der Arzt für Malaga und der Freund für Hermitage das Wort nähme?

So würde ich dem Arzte und dem Freunde überlassen, die Sache zuerst unter sich abzumachen.

Das sind ja Gesinnungen aus den Zeiten des Ritterthums. Aber vortrefflich, ich acceptire. Arzt oder Freund, ich mag mich entscheiden, wofür ich will. Sie haben mich durch das Wort zu Ihrem Ritter erkoren, und ich weihe mich Ihnen als Ritter und bitte zugleich Ihr Freund sein zu dürfen, indem ich Ihnen dieses Glas Hermitage überreiche.

Also Freundschaft auf Kosten meiner Gesundheit? sagte die Dame, indem sie das Glas Hermitage annahm.

Der kranken Freundin, erwiderte der Doctor, fehlt der Arzt nicht, der Arzt aber, der zugleich Freund ist, wird noch mehr.

Die Dame wurde roth; ob über die Worte, oder über den flüsternden Ton, mit dem sie ihr zugehaucht, oder über den Blick, von dem sie begleitet wurden, wer kann es wissen?

Ein Glas Champagner, flüsterte der Doctor weiter, und der Champagner schien ihm in der That über alles zu gehen, ein Glas Champagner wird morgen Abend den Bund besiegeln.

Aus den Augen der Dame war die Strenge ganz entwichen. Die Würde des Geſichts blieb unantaſtbar.

Sie haben meine arme Gräfin beruhigter verlaſſen? fragte ſie.

O weh, Sie beginnen ſchon das Feuer der Fragen, das ich befürchtet hatte.

Sie finden es doch nicht auffallend, wenn man ſich nach dem Wohlbefinden einer geliebten Herrin erkundigt?

Bei Ihnen nicht, mein Fräulein —

Still, um Gotteswillen, unterbrach raſch Mamſell Lutzen, laſſen Sie auf dieſem Schloſſe niemandem wieder das Wort Fräulein hören. Mamſell, Mamſell bin ich. Das Fräulein, aus irgend einem Munde, brächte mir den Abſchied auf der Stelle.

Entſchuldigen Sie. Ich hatte — und wie leicht kann man das Ihnen gegenüber — ich hatte vergeſſen, daß der Adel den Titel Fräulein nur für ſich vindicirt. — Alſo, meine Verehrungswürdige, bei Ihnen laſſe ich die Frage gelten; ſie kommt wirklich aus einem theilnehmenden Herzen. Aber bei jenen dort, die ſogleich mit derſelben banalen Frage bei ſolchen Veranlaſſungen auf mich einſtürmen werden — doch ich bin Ihnen Antwort ſchuldig, um Ihr theilnehmendes Herz zu beruhigen. Sie haben mich freilich

nur etwas in Verlegenheit geſetzt. Beziehen Sie das Wort „beunruhigt“ auf die Gräfin oder auf mich?

Die Dame lachte.

Wann wäre der Arzt wol beunruhigt? ſagte ſie.

Bei ſchönen Patientinnen, zum Beiſpiel —

Böſer! Antworten Sie endlich.

So möge ſich denn Ihr theilnehmendes Herz beruhigen. Auch die Gräfin war vollkommen ruhig, als ich ſie verließ.

Ich bin darüber erfreut. Es war eine merkwürdige Veränderung ſeit geſtern Abend mit ihr vorgegangen.

Iſt noch nicht beſeitigt.

Sie war ſo ſonderbar aufgeregt, unruhig, unſtet.

Hat ſich gelegt.

Und doch ſagen Sie, daß die Veränderung noch fortdauere.

Gewiſſermaßen iſt es ſo.

Ich begreife das nicht.

Tiefe Geheimniſſe der Wiſſenſchaft.

Und nicht des Herzens?

Meinen Sie das phyſiſche oder das pſychiſche Herz?

Spotten Sie nicht. Herz iſt Herz.

Dem Arzte freilich. Und auch ſonſt. Sie haben recht. Herz iſt Herz.

Sie scheinen schon wieder über mich zu spotten.

Ueber Sie? Bei meinem Herzen nicht.

Entweder die Mamsell Lutzen oder der Doctor, oder beide nahmen in diesem Honoratiorenkreise eine so hervorragende Stellung ein, daß bisher niemand von den übrigen gewagt hatte, dem Sopha, auf welchem das angelegentliche Zwiegespräch geführt wurde, sich zu nahen.

Besonders ungeduldig, dieses Gespräch zu unterbrechen, war die Haushofmeisterin. Sie war gleich nach ihrem Eintritt von dem Leibchirurg in Beschlag genommen, der ihr vielerlei Wunderdinge zu erzählen schien. Eine Zeitlang hatte sie ihm geduldig zugehört. Auf einmal riß sie sich fast gewaltsam von ihm los, und schritt breit und rauschend zu dem Sopha.

Sie präsentirte sich dem Arzte.

Ach, verehrter Herr Doctor, wie glücklich, Sie hier in unsrer Mitte zu sehen.

Meinerseits Glück und Ehre, meine Verehrte!

Bitte, bitte, nur unsrerseits. Aber lassen Sie mich vor allen Dingen einem dringenden Bedürfnisse meines Herzens Luft machen. —

Machen Sie ihm Luft. Aber ich errathe Ihr edles Herz schon.

Wie sollten Sie auch nicht? Sie sind ja auch mit

uns durch daſſelbe Band inniger Gefühle und tiefer patriotiſcher Verehrung verbunden, welches unſere Herzen für unſere gnädige Herrſchaft beſeelt.

Ach, es iſt ein beſeelendes und beſeligendes Band.

Ja, ſo iſt es. Und da drängt mich denn die Frage, was unſre gnädige junge Comteß zu machen geruhet? Wie es ihr geht nach dieſer ſchrecklichen Begebenheit?

Und nach der würdigen Dame, der Gräfin Arabella, erkundigen Sie ſich nicht?

Die junge gnädige Comteß iſt doch unſre künftige Herrin, und da iſt das unterthänige Gefühl, ſich zuerſt nach ihr zu erkundigen, ein ſo natürliches!

Ei, ei, Frau Hauptmann, Sie denken ſchon an die künftige Herrin, während der regierende Herr noch lebt.

Der Schalk machte die Dame verlegen.

Sie wird doch unſre regierende Gräfin, ſagte ſie, wenn den Herrn der Herr da oben zu ſich rufen ſollte, was der Himmel noch lange in Gnade verhüten wolle; denn ich und mein lieber Mann, wir wünſchen nichts mehr, als daß der regierende Herr noch lange geruhen möge zu leben, nicht als ob wir nicht auch der jungen gnädigen Comteß ein recht baldiges — Aber, mein Himmel, es iſt hier ſo heiß, und meine Sehnſucht,

von Ihnen über das Befinden der gnädigen Comteß Nachricht zu hören, ist so brennend, daß ich meinen Gefühlen gar keine Worte mehr zu leihen vermag.

Ich begreife das wohl, meine verehrte Frau; es geht Ihnen da grade so, wie bei ähnlichen Gelegenheiten den patriotischen Zeitungen. Sie scheinen diese doch zu lesen?

Ich lese nur patriotische Blätter.

Und mit Erfolg.

Die Dame knixte. —

Aber nun, fuhr der Doctor fort, muß ich auch die Gefühle Ihres edlen Herzens beruhigen. Die gnädige Comteß befindet sich durchaus wohl.

Es versteht sich von selbst, daß die ganze Gesellschaft von denselben Gefühlen, welche die Frau Hauptmann aussprach, zu diesem lauten Gespräch war hingedrängt worden. Die Versicherung des Doctors rief einen nicht enden wollenden Freudensturm hervor.

Also sie geruhet, die Gnädigste!

Gott im Himmel sei gepriesen!

Wie glücklich macht mich das!

Hui, welche Freudenbotschaft für die unterthänige Dienerschaft!

Aber gestehen wir auch, die Gnädigste geruhet eine erhabene Constitution zu haben, nach einem

ſolchen Ereigniſſe ſchon wieder ſich vollkommen wohl zu fühlen.

Es iſt ſchauerlich erſtaunlich!

Angeboren! Angeſtammt dieſem erlauchten Hauſe!

Ja, ja, und der Himmel hat ſichtbar ſeine ſchützende Hand über ſie gehalten.

Sie verdient es!

Und welche Gnade des Himmels, daß grade der theure Verwandte als Werkzeug der Lebensrettung auserkoren war.

Und vielleicht bald noch mehr als bloßer Vetter!

Bei dieſem letzten Ausrufe konnte jedoch die Kammerfrau der gnädigen Comteß ein leiſes Rümpfen ihrer hübſchen Naſe nicht unterdrücken.

Der Freudenrauſch der unterthänigen Dienerſchaft hätte wahrſcheinlich noch eine Zeitlang angehalten, wenn er nicht durch einen neuen Zuwachs der Geſellſchaft wäre unterbrochen worden. Dieſer Zuwachs beſtand aus zwei langen, mageren Herren, von denen der eine ſehr finſter und ſchweigſam ausſah, der andre aber der unglückliche Juſtitiarius und Advocat mit den armen Clienten und armen Terminen war.

Der finſtere Herr führte den Advocaten ſofort geradeswegs von der Thür zum Sopha. Die Geſellſchaft machte ihm den Weg frei, als wenn es ſich von

ſelbſt verſtehe, daß der finſtre Herr einen andern Weg nicht nehmen könne. Auf dem Sopha ſaß nur Mamſell Lutzen, die andern ſtanden oder ſaßen auf Stühlen umher, als wenn es ſich auch von ſelbſt verſtehe, daß niemand von ihnen den zweiten Platz auf dem Sopha einnehmen dürfe. Oder in Wahrheit den erſten; denn die Mamſell hatte die linke Ecke des Sophas eingenommen; die rechte war noch leer.

Darf ich bitten? ſagte der finſtere Herr zu dem Advocaten, indem er auf den leeren Platz im Sopha zeigte.

Ich bitte ganz ergebenſt, erwiderte der Advocat ablehnend.

Haben Sie doch die Güte.

Der gütige Gott bewahre mich.

Sie ſetzen mich in Verlegenheit.

Der Platz gehört Ihnen, Herr Domänenrentmeiſter.

Aber Sie werden doch nicht Complimente machen.

Ich muß ein für alle Mal ergebenſt depreciren.

Dieſe Kleinſtädter, ſagte die Frau Hauptmann dem Doctor höhniſch ins Ohr. Das nennen ſie feine Lebensart, durch ſteife, langweilige Complimente einander beinahe zu Tode martern. Die leichte, feine Sitte, die das Leben angenehm macht, lernt man doch nur am Hofe.

Verehrte, erwiderte der Doctor, ich gehöre leider ebenfalls zu den Kleinſtädtern.

Das iſt mit Ihnen ganz etwas Anderes.

Ich muß ergebenſt depreciren. Ich komme nicht mehr und nicht weniger zu Hofe, wie der Juſtitiarius. Nur alle acht Tage wird ihm wie mir das Glück zu Theil.

Aber Sie leben ſchon ſeit beinahe funfzehn Jahren an dieſem Hofe, ſeit Ihrer Jugend. Jener aber iſt erſt vor einem oder zwei Jahren hier in die Geſchäfte gekommen. Und dann iſt überhaupt ein großer Unterſchied zwiſchen einem Juriſten, der nur mit ſeinen vermoderten Acten und ledernen Büchern umgeht, und dem Arzte, der —

Das Glück hat, recht häufig ſchöne, liebenswürdige Patientinnen zu haben.

Ja, ſpotten Sie nur, es iſt aber doch wahr. Der Umgang mit Damen —

Iſt die Schule der feinen Sitte und Lebensart.

Wiſſen Sie, daß das recht unartig von Ihnen iſt, einem ſo ſeinen beſten Gedanken vor dem Munde wegzunehmen?

Der gütige Gott bewahre mich, Sie ſetzen mich in Verlegenheit.

Sie Böſewicht. Was nun aber ferner den Rentmeiſter betrifft, ſo iſt der erſt ſeit einem halben Jahre

am Hofe, und er war in ſeiner kleinen Stadt ein ſo ungehobelter Bär geworden, daß nie etwas Vernünftiges mehr aus ihm werden kann. Der Menſch kann nichts ſprechen als über Politik und Geſchäfte.

Selbſt Sie verzweifeln an ihm?

Ich gebe mich wenig mit ihm ab.

Aber Mamſell Lutzen?

Sie ſind wohl eiferſüchtig?

Habe ich nicht Urſache?

Ja, ja. Der Rentmeiſter iſt hier der erſte Beamte, ein ſehr tüchtiger Geſchäftsmann, wie alle ſagen; der regierende Herr ſoll ganz zufrieden mit ihm ſein.

Ich darf Ihnen verſichern, ſagte der Doctor, daß er ein höchſt gefährlicher Menſch iſt.

Was? fragte die Dame erſchrocken. Sie kennen ihn und haben das niemals geſagt?

Ich kenne ihn nur durch Ihre Mittheilungen; aber ſagen Sie ſelbſt, meine Verehrte, ob er danach nicht ein höchſt gefährlicher Nebenbuhler iſt?

Sie böſer Menſch, wie können Sie die Leute erſchrecken!

Der höchſt gefährliche Nebenbuhler hatte über den Advocaten den Sieg davon getragen. Er hatte dem zähen Juriſten nachgeben und den Platz im Sopha einnehmen müſſen.

Mit Mamſell Lutzen war eine kleine Veränderung vorgegangen, ſeitdem der erſte Beamte des regierenden Herrn neben ihr ſaß. Zu ihrer unantaſtbaren Würde war der durch den liebenswürdigen Doctor angetaſtete Ernſt zurückgekehrt, und gar in ganz eigenthümlicher Weiſe. Der Ernſt der Dame war dem Doctor zugewandt, wenn der Rentmeiſter ſie anſah, und dem Rentmeiſter, wenn der Doctor ſie anſah.

Mit der Reviſion der Forſtrechnung ſchon fertig, Herr Domänenrentmeiſter? fragte der Haushofmeiſter.

Schon geſtern.

He! Es iſt erſtaunlich, was Sie arbeiten können. Solch ein raſcher Arbeiter, Mamſell Lutz, wie der Herr Domänenrentmeiſter, iſt noch nicht in den Dienſten Seiner Erlaucht geweſen. Und dabei ſo gründlich, Mamſell Lutz.

Sie ſtrengen ſich zu ſehr an, ſagte Mamſell Lutzen in theilnehmendem Tone, nicht zu dem Haushofmeiſter, ſondern zu dem Rentmeiſter. Sie werden uns für Ihre Geſundheit beſorgt machen.

Sehr gütig, Mamſell.

O nein, Mamſell, bemerkte der Haushofmeiſter, den Herrn Domänenrentmeiſter greift das Arbeiten gar nicht an. Das iſt eben das Wunderbare.

Ich ſollte doch meinen, der Herr Rentmeiſter wäre

nicht mehr von so frischem Aussehen, wie im Anfange seines Hierseins.

He, hui, lachte der Haushofmeister, das thut das einsame Junggesellenleben. Wenn man den ganzen Tag zwischen Büchern, Rechnungen und Belegen gesessen hat, und dann des Abends in die einsame, kahle, langweilige Stube, in die Junggesellenstube kommt, wie kann man da ordentlich gedeihen? He, he?

Ernst und Würde der Dame wurden fast majestätisch.

Ich hörte, mischte sich der Doctor ins Gespräch, daß Mamsell Lutz hier den Arzt macht.

Hui, noch nicht! lachte lauter der Haushofmeister.

Der Doctor aber fuhr fort:

Ich sollte freilich eifersüchtig werden, auf meine Kunst und Stellung. Indeß vor einem so liebenswürdigen Arzte muß jede andere ärztliche Kunst selbstredend zurücktreten, von Liebenswürdigkeit so bezwungen, daß sie nicht einmal zürnen kann.

Der Rentmeister fühlte sich unbehaglich. Es konnte ihm freilich nicht angenehm sein, in solcher Weise den Gegenstand der Unterhaltung abzugeben.

Haben Sie die heutigen Zeitungen gelesen, Herr Doctor? fragte er den Arzt.

Ich denke, antwortete dieser, sie liegen noch im Cabinet Seiner Erlaucht.

Der Kaplan brachte sie mir heute früher herunter. Sie enthalten eine höchst wichtige Nachricht.

He, hui, rief der Haushofmeister.

Meine Neuigkeit, meine arme Neuigkeit, schrie der Leibchirurg auf.

Ruhe! donnerte ihm der Baß des Stallmeisters zu.

In Frankfurt am Main, fuhr der Rentmeister fort, am Sitze des deutschen Bundestages, hat ein empörendes Verbrechen stattgefunden, ein schändliches Attentat auf Deutschlands Ruhm, Ehre und Freiheit. Eine furchtbare Verschwörung —

Achtzehntausend Menschen sind geblieben, schrie der Leibchirurg.

Ruhe! übertönte ihn der Baß des Stallmeisters.

Aber der Leibchirurg und Kammerdiener war diesmal in einer wahren Rage, die durch nichts in ihrem Ausbruche zurückzuhalten war.

Achtzehntausend Mann, schrie er lauter. Und so viel blos auf der einen Seite, auf der Seite der Aufrührer. Und ungerechnet die Verwundeten. — Und auf der andern Seite hat man die Todten noch gar nicht einmal zählen können.

Herr, sprechen Sie keinen Unsinn, sagte der finstre Domänenrentmeister.

Unsinn? Ich habe es selbst gelesen, mit diesen

meinen eignen Augen. Im Cabinet — Ja, winken Sie mir nur, Herr Haushofmeiſter, und wenn es mir mein Amt, mein ſchönes, unterthäniges Amt koſtet, hier gilt es meine Ehre. Was, ich ſoll Unſinn ſprechen? Ich ſoll hier gar wie ein Lügner und Aufſchneider ſtehen? Ich? Und habe es doch mit meinen eignen Augen geſehen. Achtzehntauſend Mann, dabei bleibe ich, und das allein auf einer Seite, und auf der andern hat man ſie gar noch nicht zählen können. Das kann ich beſchwören.

Der Rentmeiſter zog die Zeitung hervor, die er mitgebracht hatte.

Da iſt ſie, da iſt ſie, rief triumphirend der Leibchirurg, der ſeiner Sache ſehr gewiß zu ſein ſchien. Leſen Sie, leſen Sie, Herr Domänenrentmeiſter.

Leſen Sie ſelbſt, erwiderte der Rentmeiſter, welcher der Aufſchneiderei des Leibchirurgen nicht minder gewiß zu ſein ſchien.

Er gab dieſem die Zeitung.

Der kanariengelbe Mann hatte bald die geſuchte Stelle in dem Blatte gefunden. Sein Geſicht ſtrahlte vor Freude, es ſtrahlte wie im Wiederſchein der Farbe, die ſchon ſeit Menſchengedenken ſeine gezwungene Leibfarbe war. So leuchten Berg und Thal, und Stadt

und Dorf oft wunderſam in den gelben Strahlen der untergehenden Sonne.

Hier, hier! rief er.

Er begann zu leſen, unter dem geſpannten, lautloſen Zuhören der Geſellſchaft. Auch der Rentmeiſter hörte aufmerkſam zu, zu welchem Zwecke, zeigte ein ſchadenfrohes, ſchon im voraus frohlockendes Lächeln.

„Als der Trupp, las der Chirurg, an den Ausgang der in den Paradeplatz auslaufenden Straße, die Katharinenpforte, etwa dreißig Schritt von dem Wachtgebäude, angekommen war, ſtürzte er ſich auf das Commando: Fällt das Gewehr! unter Hurrahgeſchrei gegen dieſes. Auch der Ruf: Freiheit! und: Fürſten zum Land hinaus! wurde gehört.“

Richtig? fragte triumphirend der Leibchirurg den Rentmeiſter.

Richtig! Aber weiter!

Alſo wahr? rief eine der Damen voll Entſetzen.

Schändlich! Empörend! Mit Hurrahgeſchrei.

Und Freiheit zu rufen!

Und Fürſten zum Land hinaus!

Schauerlich! übertönte der Baß des Stallmeiſtees ſie alle.

Der Chirurg fuhr fort zu leſen: „Raſch und ungehindert waren ſie bei den Gewehren, unter der vor

der ganzen Breite des Wachthauſes auf Pilaſtern ruhenden Vorhalle. Dem hier ſtehenden Poſten, der, mit dem Bajonett ſich vertheidigend, die Wache herausrief, zerſchmetterte ein Schuß von hinten her den Arm."

Richtig, Herr Domänenrentmeiſter?

Richtig! So weit alles richtig. Aber leſen Sie weiter!

Alſo wahr? rief es wieder voll Entſetzen in der Geſellſchaft.

Unerhört! Das iſt mir in meinem Leben —

Den Arm zerſchmettert!

Durch einen Schuß!

Und von hinten!

Entſetzlich!

Schauerlich.

Das Geſicht des Leibchirurgen erglänzte immer gelber vor Wonne über den noch nie erlebten Eindruck, den ſeine Mittheilungen machten.

Er las weiter: „Die waffenloſe Wachtmannſchaft ſtürzte gegen die von dem Sergeanten geöffnete Thür, gleichzeitig aber fielen, theils durch dieſe, theils durch eingeſchlagene Fenſter ſechs bis acht Schüſſe der Aufrührer in das Zimmer, die einen Soldaten verwundeten und den Sergeanten todt niederſtreckten. Während von den hinauslaufenden Soldaten vier, der eine

tödtlich, durch Bajonettſtiche verwundet wurden, drang unmittelbar nach jenen Schüſſen ein Theil der Aufrührer in die Wachtſtube und forderte die Soldaten, denen Wehr und Führer fehlten — der commandirende Offizier war auf den erſten Lärm zum Fenſter hinausgeſprungen und hatte ſich hinter das Gebäude geflüchtet —“

He, hui, was? unterbrach empört den Vorleſer der Haushofmeiſter-Hauptmann. Das ſteht da? Der commandirende Offizier? Sprang aus dem Fenſter und flüchtete ſich?

Wollen Sie es ſelbſt leſen? rief ſtolz der Leibchirurg?

Ja, es ſteht da! beſtätigte der Rentmeiſter. Wörtlich. Es iſt das der amtliche Bericht.

Das iſt Ihnen wol in Ihrem Leben noch nicht paſſirt? fragte der Doctor den Hauptmann.

Nimmermehr! Das gewiß nicht.

Der Chirurg fuhr fort zu leſen: — „zur Ergebung auf. Sie thaten es. Aber die Aufforderung ſich anzuſchließen, die Verſicherung, heute gehe es in ganz Deutſchland los, 40,000 Bauern ſeien im Anmarſch, man wolle nichts als Freiheit und Gleichheit, ſie ſollten aus ihrem Sklavenjoche befreit, ſie ſollten Unteroffiziere werden, blieben ohne Eindruck.“

Noch immer richtig, Herr Domänenrentmeiſter? fragte der Vorleſer.

Noch immer. Aber kommen Sie zum Ende.

Alſo alles wahr! rief es wieder von allen Seiten.

Freiheit und Gleichheit!

Unteroffizier ſollten ſie werden.

Und 40,000 Bauern!

Nicht wahr, nicht wahr? frohlockte der Chirurg, davon können leicht 18,000 Mann umgekommen ſein. Eine Kleinigkeit das! Kaum die Hälfte. Man muß nur den Krieg kennen.

Aber leſen Sie doch weiter. Leſen Sie das Ende, wo die Zahl der Getödteten angegeben iſt.

Ha, leſen Sie, leſen Sie! ſtimmte drängend das Publicum dem Rentmeiſter bei.

Der Leibchirurg ſuchte und fand das Ende. Er las mit erhöhter, langſamer, feierlicher Stimme:

„Die Zahl der an beiden Wachen Gebliebenen und Verwundeten kann mit Gewißheit nicht angegeben werden, da die Aufrührer eifrig befliſſen waren, die auf ihrer Seite Gefallenen raſch in Sicherheit zu bringen. Erwieſen iſt — hier überbot der Vorleſer ſich an Feierlichkeit und Nachdruck — erwieſen iſt, daß achtzehntauſend getödtet worden ſind“ —

Achtzehntauſend! wiederholte er. Da ſteht es.

Er blickte um ſich mit einem Stolze und einer Genugthuung, als wenn er mit eigner Hand die achtzehntauſend Aufrührer erſchlagen hätte.

Herr, ſind Sie toll? rief der Rentmeiſter.

Achtzehntauſend Mann! Da ſteht es deutlich! wiederholte der Chirurg.

Der Rentmeiſter riß ihm das Blatt aus der Hand.

Der Geſellſchaft hatte ſich ein ſolches Entſetzen bemächtigt, daß niemand ein Wort ſprach. Alle Augen waren auf den Rentmeiſter gerichtet, um von ihm die Beſtätigung der furchtbaren Gewißheit zu vernehmen. Die Damen waren leichenblaß geworden. Selbſt der Doctor war wenigſtens neugierig, wie das Räthſel ſich löſen werde.

Auf einmal ſchlug der Rentmeiſter ein lautes Lachen auf.

Nein, das iſt zu köſtlich! rief er. Hören Sie, meine Herrn, hören Sie, meine Damen. Da ſteht, daß achtzehn Mann gefallen ſeien. Der Setzer hat, um Raum zu ſparen, das Wort Mann blos mit einem großen M. bezeichnet, und das hat der Herr Leibchirurg als guter Lateiner für ein Mille, auf Deutſch „tauſend" angeſehen.

Das Entſetzen der ganzen Geſellſchaft verwandelte

ſich in helles Lachen. Nur an den armen Vorleſer kam jetzt die Reihe des Entſetzens.

Aber er gab ſich nicht ſofort gefangen.

M. heißt Mille! rief er. Und Mille heißt tauſend. Wer will mir das beſtreiten. Und von 40,000 Bauern ſteht da auch. Oder ſteht da auch ein M., Herr Rentmeiſter?

Nein, die Zahl ſteht voll und deutlich da.

Alſo! Achtzehntauſend iſt kaum die Hälfte von 40,000 — Alſo —

Mann, Sie ſind ein ſchauerlicher Narr! rief in der tiefſten Tiefe ſeines Baſſes der Stallmeiſter, dem die vollkommene Niederlage des armen Chirurgen Muth gab, für vorhin noch eine nachträgliche Rache zu nehmen.

Auch der Haushofmeiſter ſagte, aber freundlich: Freundchen, machen Sie ſich nicht noch mehr lächerlich!

Der Leibchirurg ſchwieg. Ein Gefühl der Vernichtung ſchien ihn plötzlich zu durchdringen, wie vor einiger Zeit den melancholiſchen Caſtellan. Die leuchtende Farbe entwich aus ſeinem Geſichte. Der alte Mann wurde plötzlich ſehr blaß. Er fiel von Secunde zu Secunde zuſammen. Es hatte zu viel auf einmal ihn beſtürmt.

Setzen Sie ſich, Freundchen, ſagte der Haushofmeiſter.

Der Leibchirurg ſetzte ſich.

Aber bei alledem, ſagte der Domänenrentmeiſter, bleibt dieſes Attentat ein empörendes, furchtbares Ereigniß. Mitten im Frieden, mitten in der Ruhe dieſer Verrath und Mord. Unter den Augen des hohen, deutſchen Bundes. Freiheit und Gleichheit, Fürſtenverjagung und Fürſtenmord; Jacobinismus!

Grundgütiger Gott, verſetzte der Advocat. Kann das anders kommen, nach den Lehren, die ſeit 1830 auf jener Seite wieder aufleben, und die wir ſeitdem ſo oft auch hier wieder hören müſſen? Das deutſche Volk hat bisher, Gottlob, noch keinen Fürſtenmord gekannt, aber —

Entſchuldigen Sie, Johann von Schwaben und Otto von Wittelsbach!

Wie lange iſt das ſchon her, erwiderte der Advocat.

Der Doctor aber bemerkte: das waren ſelbſt Fürſten, und was die Fürſten einander thun, darum haben die Unterthanen, das Volk, ſich nicht zu bekümmern.

Sehr wahr.

Mamſell Lutzen nahm das Wort:

Sind Sie mit der Localität der beiden Wachen in Frankfurt bekannt? fragte ſie den Rentmeiſter.

Zu meinem Bedauern, nein, Mamſell.

Damit kann ich Ihnen dienen, gehorſamſt aufzu-

warten, ließ ſich plötzlich im ſchärfſten ſächſiſchen Dialekte eine eigenthümlich ſchnell geflügelte Stimme vernehmen.

Unbemerkt, während des Sturmes gegen den Leibchirurg, war ein niedliches Herrchen in das Zimmer eingetreten, auf das eleganteſte, nach der allerneueſten Mode gekleidet und beſonders durch ſehr hohe Vatermörder ſich auszeichnend, die bis über die Hälfte ſeiner Ohren hinaufreichten. Man ſah ihm auf der Stelle den Ladencommis eines guten Hauſes an. Ohne Zweifel war es der Juwelenhändler, der vorhin bei den Damen geweſen war. Nach der gaſtfreundlichen Sitte des Schloſſes war er während ſeiner Gefangenſchaft auch Mitglied der Frühſtücksgeſellſchaft.

Ich kann auch, fuhr das Herrchen fort, mit dem Allerneueſten aufwarten über die Frankfurter Verſchwörung. Ich habe ſoeben einen Bericht darüber erhalten, direct aus Frankfurt, von dem Chef unſeres Hauſes, der ſich dort grade zur Meſſe aufhält.

Erzählen Sie, Herr Wagener, wurde dem Herrchen zugerufen, und die Geſellſchaft bereitete ſich auf die Wolluſt eines neuen Grauens vor.

Gehorſamſt aufzuwarten. Laſſen Sie ſich alſo zunächſt dienen mit der Localität.

Er verbeugte ſich verbindlich gegen Mamſell Lutzen.

Sehen Sie, die Hauptstraße von Frankfurt am Main ist die Zeil. Ich habe zwei Jahre dort servirt. An der Zeil sind die schönsten Paläste und die größten Läden. Großartige Auswahl, und immer das Neueste und Eleganteste an Stoffen und Manufacturen aller Art, gehorsamst aufzuwarten. Und nun kann ich Ihnen auch dienen mit den beiden Wachthäusern. Das sind die Hauptwache und die Constablerwache. Sehen Sie, die Hauptwache liegt an dem einen Ende der Zeil, und die Constablerwache an dem anderen Ende. Wenn man vor der Post steht, so hat man links die Hauptwache und rechts die Constablerwache. Und die Post liegt ungefähr in der Mitte der Zeil; lassen Sie sich dienen, etwa so. Nehmen Sie nämlich gefälligst an, dies hier sei die Zeil, und hier wäre das Posthaus, und Sie ständen hier vor dem Posthause, so wäre also rechts von Ihnen —

Diese deutliche Auseinandersetzung wurde hier unterbrochen.

Die Thür des Zimmers öffnete sich leise, und etwas schüchtern trat ein wohlbeleibter alter Herr ein, ehrfurchtsvoll gefolgt von dem Unteroffizier Mauernbrecher.

Es war plötzlich, als wenn ein elektrischer Schlag durch die ganze Gesellschaft führe. Alle sprangen mit

einem Male auf, alle ohne Ausnahme, der Herr Domänenrentmeiſter und Mamſell Lutzen, wie die Haushofmeiſterin und der lahme Stallmeiſter. Selbſt der Doctor erhob ſich mit großer Ehrerbietung. Alle mit tiefen, ſtummen Verbeugungen und Verneigungen unterthänige Blicke auf den alten wohlbeleibten Herrn richtend. Freilich bemerkte man zugleich bei allen eine nicht geringe Verwunderung.

Gleichwol war der alte Herr eine ganz gewöhnliche Erſcheinung. Es war nur alles an ihm erſchlafft und erſchöpft, Geſtalt, Haltung, Geſicht. Wenn etwas an ihm auffallen konnte, ſo war es, daß man nicht die Erſchlaffung und Erſchöpfung des Alters oder eines übergenoſſenen Lebens, überhaupt nicht die Blaſirtheit des Individuums, ſondern daß man die völlige Erſchöpfung und Blaſirtheit eines Geſchlechts vor ſich zu ſehen meinte. Der Mann war der verkommene und ſchon bei lebendigem Leibe abſterbende Sprößling eines alten, verkommenen und noch während ſeines Beſtehens vermodernden Geſchlechts. Eine große, grüne Brille, die er auf der Naſe, und ein paar Pfundſporen, die er an den Füßen trug, fielen bei ihm kaum mehr auf.

Einen auffallenden Gegenſatz zu ihm bildete der hinter ihm herſchreitende alte, kräftige Unteroffizier Mauernbrecher.

Der alte Herr trat mit einiger Verlegenheit ein, die Störung, die sein Eintreten verursachte, vermehrte seine Verlegenheit.

Lassen sich — ja nicht stören! sagte er stotternd, indem seine Augen suchend die Gesellschaft überglitten.

Eine allgemeine stumme, unterthänige Verbeugung antwortete ihm — nichts.

Wollte nur, fuhr der alte Herr stotternd fort, Herrn Haushofmeister sprechen.

Der Haushofmeister sprang vor.

Was befehlen Euer reichsgräfliche Gnaden, Herr Major?

So mußte auf ausdrücklichen Befehl Seiner Erlaucht des regierenden Grafen, der alte Herr, ein auf dem Schlosse lebender apanagirter Vetter des Hauses, angeredet werden. Er hatte in seiner Jugend in einer deutschen Armee ein Jahr lang als Lieutenant gedient, und mit dem Charakter als Major seinen Abschied genommen.

Nichts befehlen. Aber wichtige Dinge. Allein sprechen.

Unterthänigst aufzuwarten.

Der Haushofmeister ging mit dem alten Grafen in eine Ecke des Zimmers. Alle andere wichen ehrerbietig zurück.

Wichtige Dinge; wiederholte hier der alte Herr. Wiſſen nichts?

Gar nichts, Euer reichsgräfliche —

Laſſen das. Iſt etwas paſſirt. Kann nicht dahinter kommen. Alles verſchwiegen.

Aber was ſollte denn paſſirt ſein? fragte der ſelbſt neugierige Haushofmeiſter.

Weiß nicht. Nur toller Hund. Aber Comteß übellaunig. Tante Arabella boshaft. Alexis ſelbſt toller Hund. Und nun die Wache.

Welche Wache, Euer reichs —

Laſſen das. Ging eben ſpazieren; draußen im Hofe. Höre klopfen — am Thor. Laufe hin. Wer kann klopfen? Mittwoch. Kein Einlaß. Poſt ſchon da geweſen. Laufe hin. Unteroffizier ſchon an der Klappe. Spricht hinaus. Draußen barſche Stimme. Dauert lange. Kann nichts verſtehen. Endlich Unteroffizier Klappe zu. Frage ihn, was da geweſen? Will nichts ſagen. Dienſt! Herr Haushofmeiſter immer dienſtfertig gegen mich. Alter, treuer Diener des Hauſes. Werden mir mittheilen, wenn Unteroffizier rapportirt hat. Bin verſchwiegen, wie Grab.

Verlaſſen ſich Eure reichsgräfliche Gnaden, der Herr Major, auf mich, erwiderte der Haushofmeiſter ebenſo unterthänig, als wichtig. Ich weiß, daß Euer

Gnaden mich nie verrathen. Ich werde die Ehre haben, Ihnen alles mitzutheilen.

Braver Mann.

Der alte Graf trat wartend auf die Seite.

Der Haushofmeiſter winkte den Unteroffizier zu ſich.

Die ganze Geſellſchaft ſtand in der geſpannteſten Erwartung.

Der Caſtellan hatte dem Unteroffizier ein Glas Wein angeboten.

Der Schloßſoldat hatte es ausgeſchlagen.

Dienſt! hatte er mit barſcher Stimme erwidert.

Auf den Wink des Haushofmeiſters kam der Unteroffizier zu ihm.

Herr Hauptmann, rapportirte er laut, ich habe eine Meldung von der Wache.

Melden Sie.

Scheint mir aber alleweil noch ein Geheimniß bleiben zu müſſen.

So theilen Sie es mir leiſe mit.

Leiſe theilte der Unteroffizier mit: draußen am Thore ſtehen drei Gensdarmen und wollen Einlaß.

Gensdarmen, hui! rief laut und erſchrocken der Hauptmann, das iſt mir in meinem ganzen Leben —!

Leiſe, Herr Hauptmann, ermahnte der Unteroffizier.

Aber die ganze Gesellschaft hatte den Ausruf gehört.

Gensdarmen? Gensdarmen? Wo? Wo? Was wollen die hier? Hier Gensdarmen? rief man durcheinander, und alle drängten auf den Hauptmann ein.

Der Hauptmann wies alle gebieterisch zurück.

Der Unteroffizier fuhr leise fort zu rapportiren. Die Leute fordern Einlaß. Sie wollen den regierenden Herrn Grafen sprechen; thuen sehr dringend, gegen mich gewaltig barsch.

Der Hauptmann war nachdenklich geworden.

Einlaß? sagte er. Wollen Seine Erlaucht sprechen? Was wird das werden? Aber es kann ja nicht geschehen. Beides nicht. Es ist gegen die Ordnung dieses Schlosses. Sagen Sie das den Leuten.

Ich habe ihnen das schon gesagt, erwiderte der Unteroffizier. Aber sie wollen nichts mehr mit mir zu schaffen haben. Ich sollte den ersten Beamten des regierenden Herrn rufen, wenn sie nicht sofort zu diesem selbst könnten geführt werden. Mit keinem anderen wollen sie mehr sprechen.

Der Hauptmann warf einen giftigen Blick auf den ersten Beamten des regierenden Herrn, den finsteren Domänenrentmeister.

Sie sollen mit mir sprechen, sagte er. Mit mir

ſollen ſie zu ſchaffen haben. Was? Einlaß? Am Mittwoch Einlaß? Nichts da! — Meine Bärenmütze und meinen Säbel. Gehen Sie voraus, legen Sie mir beides bereit. Ich folge.

Der Unteroffizier verließ das Zimmer.

Der Hauptmann ging zuerſt unterthänig zu dem alten Major.

Ich gehe zur Wache, ſagte er ihm leiſe, und unmittelbar von da zu Eurer reichsgräflichen Gnaden Zimmer.

Braver Mann, verſetzte der alte Herr dankbar.

Der Hauptmann warf ſich dann in die Bruſt und ſetzte ſtolz das linke Bein vor, um dem Unteroffizier zu folgen.

Aber die Geſellſchaft drängte wieder auf ihn ein.

Was gibt es? Was iſt los? Theilen Sie es mit, beſter Herr Haushofmeiſter, liebſter Herr Hauptmann.

Der Dienſt ruft, entgegnete der Hauptmann. Laſſen Sie mich.

Seine Frau war blaß geworden.

Männchen, ſagte ſie, ich hörte dich von Bärenmütze und Säbel ſprechen, und du haſt einen ſo verwegenen Blick. Du wirſt doch kein Unglück machen.

Frau, mich ruft der Dienſt.

Auch die Frau mußte vor dem Diensteifer zurückweichen.

Stolz verließ der Hauptmann die Gesellschaft.

Der alte Graf folgte ihm, vergnügt die Hände reibend.

In stummer Unterthänigkeit verbeugte sich die Gesellschaft, solange der Rücken des alten Herrn zu sehen war.

IV.

Die Ariſtokratin.

Die Gräfin Leontine von Wolkenſtein befand ſich in ihrem Boudoir.

Die Gräfin bewohnte eine Reihe von Zimmern in demjenigen Flügel des Schloſſes, den man, aus dem bedeckten Thore in den innern Schloßhof tretend, links vor ſich ſah. Dieſe Zimmerreihe erſtreckte ſich bis zu dem äußern Ende des Schloſſes, wo dieſes durch den überbauten Bogen mit einem früher beſchriebenen wunderlichen Gebäude in Verbindung ſtand.

In dem wunderlichen Bau wohnte der regierende Graf.

Die Zimmer der Gräfin waren von jeher zur Wohnung für die regierenden, oder in deren Erman-

gelung für die Erbgräfinnen des Hauſes Wolkenſtein beſtimmt geweſen. Die Gräfin Leontine war die gegenwärtige Erbgräfin.

Die letzte regierende Gräfin, die Gemahlin des noch lebenden, und trotz der Mediatiſirung noch immer regierender Herr genannten Grafen, war ſchon vor vielen Jahren geſtorben. Sie hatte ihrem Gemahl zwei Kinder hinterlaſſen, zwei Söhne. Der älteſte, der Erbgraf, war gleichfalls ſchon ſeit vielen Jahren todt. Bald nach ihm war auch ſeine Gemahlin geſtorben, mit der er nur wenige Jahre verheirathet geweſen war. Sie hatte ein Kind zurückgelaſſen, die Gräfin Leontine. Der zweite Sohn des regierenden Grafen lebte noch. Er war Witwer. Sein einziges Kind war der Graf Alexis von Wolkenſtein.

In dem gräflichen Hauſe Wolkenſtein galt ſeit uralten Zeiten, und ſpäter durch Hausgeſetze ausdrücklich beſtätigt, die agnatiſche Linealſucceſſion. Die Grafſchaft Wolkenſtein mit allen andern bedeutenden Gütern des regierenden Grafen hätte demzufolge nach dem Tode des letztern ſeinem jüngern Bruder, und wenn dieſer nicht mehr lebte, dem Grafen Alexis zufallen müſſen. Der Graf Alexis wäre alſo der künftige regierende Herr geworden, und der Gräfin Leontine wäre für dieſen Fall nur eine Ausſteuer von

einigen tausend Thalern, oder eine Apanage von einigen hundert Thalern zugefallen. So hatten es, um den Glanz des gräflichen Hauses zu bewahren, wie in vielen alten erblichen adligen Familien Deutschlands, auch in dem Hause Wolkenstein die Hausgesetze vorgesehen.

Die Verhältnisse waren aber gegenwärtig anders geordnet.

Von Agnaten des Hauses Wolkenstein existirten außer dem regierenden Grafen nur noch sein erwähnter zweiter Sohn, dessen Sohn der Graf Alexis, und endlich ein jüngerer Bruder des regierenden Grafen, der auf dem Schlosse Wolkenstein lebende ehemalige, als Major verabschiedete Lieutenant. Mit sämmtlichen Agnaten hatte der regierende Graf einen Vertrag abgeschlossen, durch welchen sie, unter Aufhebung jener alten Hausgesetze, auf alle ihre agnatischen Rechte zu Gunsten der Gräfin Leontine und deren Nachkommenschaft verzichteten. Die Regierung des Landes hatte den Vertrag bestätigt.

So war die Gräfin-Leontine Erbgräfin von Wolkenstein, und bestimmt, die künftige unumschränkte Herrin der Grafschaft Wolkenstein und eines damit verbundenen großen Reichthums zu werden.

Was den alten Grafen zu diesem Vertrage be-

wogen hatte, war für die Welt ein Räthsel geblieben.

Der unverheirathete, fast blödsinnige Major kam dabei allerdings nicht in Betracht. Desto mehr mußte es auffallen, daß Sohn und Enkel, die Erben und Träger des Namens Wolkenstein, von der Nachfolge und dem Besitz der Wolkensteinschen Güter sollten ausgeschlossen sein, zumal da durch den Vertrag nicht einmal bestimmt war, daß der künftige Gemahl der Gräfin Leontine den Namen Wolkenstein annehmen solle, ja sogar der Gräfin eine standesmäßige Vermählung nicht zur Pflicht gemacht war. Die Grafschaft Wolkenstein mußte also voraussichtlich künftig an Besitzer mit einem ganz fremden Namen gelangen, konnte möglicherweise selbst von Besitzern mit plebejischen Namen regiert werden.

Daß eine besondere persönliche Zuneigung dabei den Ausschlag gegeben, war kaum anzunehmen. Der regierende Graf hatte zur Zeit des Vertrages seine Enkelin, die Gräfin Leontine, nicht genauer gekannt, als seinen Enkel, den Grafen Alexis. Jene war nach dem Tode ihrer Mutter in einem Kloster erzogen. Der Graf Alexis war nur selten nach Schloß Wolkenstein zum Besuch gekommen. Die sonderbare einsiedlerische Lebensweise des alten Herrn hatte das so mit sich

gebracht. Andrerseits hatte er auch früher unter seinen beiden Söhnen niemals einen bemerkenswerthen Unterschied gemacht; wenigstens war ein solcher nie offenkundig geworden. Der verstorbene Vater der Gräfin Leontine hatte, so viel man wußte, nicht mehr und nicht weniger seine Liebe besessen, als der Vater des Grafen Alexis.

Uebrigens hatte der Graf Abstand und Vertrag von Seiten des jüngern Sohnes durch schwere Geldopfer erkaufen müssen. Er hatte diesem namentlich große und reiche Besitzungen, die in einem andern Theile des Landes belegen waren, abgetreten, zugleich fast mit dem größten Theile seines Capitalvermögens.

Freilich hatte eine ausschweifende und verschwenderische Lebensweise dieses zweiten Sohnes beinahe das ganze ungeheure Vermögen, das er auf solche Art erworben, bereits wieder verschleudert. Er hatte davon nur noch eine einzige kleine Besitzung behalten, die überdies mit Schulden belastet war. Der Graf Alexis bekam daher auch zu seiner Lieutenantsgage von dem Vater nur einen sehr geringen vierteljährigen Zuschuß, und die Besuchsreisen des jungen Offiziers nach Schloß Wolkenstein zu dem alten reichen Großvater waren nicht ohne pecuniäre Nebenzwecke, die dann auch jedes Mal

erreicht wurden, allerdings manchmal begleitet von ſonderbaren Einfällen des ſonderbaren alten Herrn.

Zu einem ſolchen Beſuche war der Graf Alexis jetzt wiederum auf dem Schloſſe Wolkenſtein.

Wenn in letzterer Zeit ſeine Beſuche vielleicht zugleich einen andern, weit höheren Zweck verfolgten, wer wollte darin etwas Auffallendes finden, oder es gar einem jungen und zudem vermögenloſen Offizier verdenken? —

Die Gräfin Leontine war allein in ihrem Zimmer.

Es war am zweiten Morgen nach dem Abenteuer mit den beiden Flüchtlingen.

Die Gräfin lag nachdenkend in einem Ruheſeſſel. Nicht weit von ihr befand ſich auf einem am Fenſter ſtehenden Tiſche ein vollſtändiger Zeichenapparat. Eine Landſchaft, eine hübſche Bergpartie, war unvollendet geblieben. Die junge Gräfin war wol die Zeichnerin geweſen. Gedanken mancherlei Art mochten ſie von der Zeichnung entfernt und in den Polſterſeſſel geführt haben.

Sicher waren es nicht ausſchließlich Gedanken von freundlicher, wohlthuender Art. Der Blick der ſchönen Augen war recht unruhig und trübe bewegt, und über die edle Stirn zog manches Wölkchen des Unbehagens, ſelbſt des Unmuths hinüber. Ein leiſer, aber tiefer

Seufzer rang ſich aus der Bruſt hervor. Aus einem Nebenzimmer trat die Gräfin Arabella von Wolkenſtein zu der unmuthigen Nachdenkenden.

Schon wieder in Träumen? fragte zärtlich die Tante.

Die Gräfin Arabella wurde von der jungen Gräfin, wie auch von dem Grafen Alexis, Tante genannt. Sie war eine Couſine des regierenden Grafen. Ihr Vater war arm geſtorben; der regierende Graf hatte ſie nach dem Tode ſeiner Gemahlin auf Schloß Wolkenſtein genommen. Sie war hier die Geſellſchafterin der verſtorbenen Erbgräfin geweſen. Sie war daſſelbe jetzt der Gräfin Leontine.

Die Gräfin Leontine antwortete auf die Frage der Tante Arabella nicht. Sie träumte weiter.

Die alte Dame ſah prüfend und muſternd im Zimmer umher, ob alles in Ordnung ſei.

Sie hauchte von einzelnen Gegenſtänden einige Stäubchen fort.

Die Lutzen wird nachläſſig, ſagte ſie.

Die Lutzen iſt gut, Tante.

Du verwöhnſt ſie.

Iſt ſie nicht noch heute grade ſo als an dem Tage, an welchem ſie ihren Dienſt antrat? Stets aufmerkſam.

Die Tante ſpitzte ihre lange Naſe. Es vertrat das bei ihr die Stelle des Naſenrümpfens.

Stets beſcheiden — fuhr die Gräfin Leontine fort.

Nun, wenn eine ſolche Perſon unbeſcheiden werden wollte!

Stets, ſprach die junge Gräfin weiter, ſtets, was ich ihr am meiſten anrechne, ſtets verſchwiegen und keine Klatſcherin. Sie ſpricht gegen mich nie von andern und gegen andre nie von mir.

Man erfährt nicht alles.

Haſt du jemals etwas erfahren, was dem widerſpricht?

Nein. Freilich nicht.

Alſo. Es gibt hier im Schloſſe wie überall ſo viele feindliche, mißgünſtige und doch freundliche, dienſtfertige Seelen, daß man uns die Silbe würde zugetragen haben, die die Lutzen von mir oder dir geſprochen hätte.

Ich bleibe dabei, Leontine, du wirſt die Perſon verderben, du biſt gar zu freundlich gegen ſie.

Freundlich? Ich bitte dich, liebe Tante, deine Ausdrücke ſorgfältiger zu wählen. Gegen meine Domeſtiken kann ich nur herablaſſend ſein.

Die alte Dame brummte ein paar unverſtändliche Worte.

Was macht unſer Patient heute? fragte die junge Dame.

Auch gegen dieſen Domeſtiken biſt du zu ſehr herablaſſend, erwiderte die Tante.

Nun, wie geht es ihm?

Er fühlt ſich wohler, wie mir der Kaplan mittheilt.

Das freut mich. Ich intereſſire mich in der That für den Menſchen.

Der Menſch hat ungewöhnliches Glück. Auch ſein Herr iſt ſo ſehr herablaſſend gegen ihn. Er muß ſo eine Art von Muſter wie die Lutzen ſein.

Ich verſtehe deine Anſpielung. Indeß du berührſt da einen Gegenſtand, über den ich allerdings mit dir übereinſtimme. Das iſt nicht die richtige Art und Weiſe, wie der Graf Sternberg ſeinen Bedienten behandelt.

Liebe Leontine, du erinnerſt mich beinahe an die Lehre von dem Splitter und dem Balken.

Laſſen wir das, liebe Tante.

Die junge Gräfin verließ etwas mißmuthig den Seſſel und ſetzte ſich an ihre Zeichnung.

Die alte Gräfin fuhr fort, von Tiſchen, Conſolen, Stuhllehnen und ſo weiter den Staub abzublaſen. Es ſchien indeß mehr eine Beſchäftigung der Verlegenheit zu ſein. Sie hatte etwas auf dem Herzen.

Erſt nach längerer Zeit knüpfte ſie den Faden des Geſprächs wieder an.

Der Juwelenhändler, ſagte ſie, hat ſchon zweimal bitten laſſen, ob du ihn nicht annehmen wolleſt. Du würdeſt ſelbſt dem Großvater eine Freude dadurch machen.

Der Großvater wird ſich nicht viel darum kümmern.

Der Menſch hat ſo ſchöne Sachen.

Er wird ſie theuer genug verkaufen. Mein Beſehen würde ſie nur noch theurer machen.

Ich weiß nicht, wie du ſo verändert biſt, liebe Leontine, bemerkte zärtlich die alte Dame. In frühern Jahren war der heutige Tag der glücklichſte im Jahre für dich, glücklicher als der Geburtstag ſelbſt. Heute konnteſt du prüfen, wählen und ausſuchen, was dir morgen geſchenkt werden ſollte. Den Tag des Ausſuchens konnteſt du kaum erwarten; der des Empfangens war dir gleichgiltig. Jetzt —

Jetzt ſind ſie mir beide gleichgiltig geworden.

Das eben iſt das Räthſel. Und nun gar der arme Alexis.

Die alte Dame ſprach die letzten Worte zögernd. Sie ſchienen den Gegenſtand zu berühren, den ſie auf dem Herzen hatte.

Was hat Alexis mit dem Juwelier zu ſchaffen?

Die junge Gräfin warf die Frage faſt heftig ein.

Er dauert mich ſo ſehr, fuhr die Tante fort; er leidet. Heute —

Schweig Tante!

Die junge Dame ſprach die Worte raſch, befehlend. Eine ſchnelle Röthe durchfuhr wie ein Blitz ihr Geſicht.

In milderem Tone ſetzte ſie hinzu: Ich bitte dich, Tante, jetzt nicht davon.

Die Tante ſchwieg.

Ein leiſer Schritt ließ ſich draußen auf dem Gange vernehmen. Es wurde ebenſo leiſe an die Thür geklopft.

Die beiden Damen ſchienen weder auf den Schritt, noch auf das Klopfen zu achten. Dieſes wurde nicht wiederholt, aber die Thür öffnete ſich.

Das beſchränkte, das beinahe mehr als beſchränkte Geſicht des alten Majors ſah durch die grünen Brillengläſer in das Zimmer hinein.

Erlaubſt, gnädige, liebe Nieçe? fragte der Großonkel demüthig ſtotternd die künftige regierende Gräfin.

Tritt näher, lieber Onkel!

Die junge Gräfin ſprach die Worte freundlich, aber während des Sprechens ſchon nahm ihr Blick den Ausdruck einer gewiſſen Strenge an.

Der alte Graf trat ein, vorſichtig und leiſe; ſelbſt ſeine großen Sporen hörte man nicht klirren.

Unterthänigen guten Morgen, gnädige Nieçe.

Ich danke dir, lieber Onkel.

Schon fleißig, liebe Nieçe?

Wie du ſiehſt.

Die Antworten der jungen Gräfin waren etwas kalt.

Störe doch nicht, liebe Nieçe? fragte der alte Graf.

Du kommſt ja täglich um dieſe Stunde zu mir.

Haſt Verdruß gehabt, gute Leontine? fragte der alte Mann gutmüthig weiter.

Den ſichtbaren Unmuth der Erbgräfin vermochte die Gutmüthigkeit des Greiſes nur zum Theil zu ſchmelzen.

Sie ſtand von ihrer Zeichnung auf und ſah den alten Verwandten mit einem halb ſtrengen, halb mitleidigem Blicke an.

Ja, Onkel, ſagte ſie, ich habe mancherlei Verdruß gehabt und es thut mir weh, dir ſagen zu müſſen, daß auch du dazu beigetragen haſt, mich zu verſtimmen.

Der alte Mann erſchrak.

Ich? gnädige Nieçe? Ich? Was habe ich dir denn gethan?

Du haſt, fuhr die junge Gräfin fort, du haſt wieder uns alle compromittirt, den Großvater, dich, mich, das ganze Haus.

Der alte Graf wußte ſchon, was ſie meinte.

Ach, nicht ungnädig werden, bat er. Gnädig verzeihen. War ſo ſonderbare Veranlaſſung. Soll nicht wieder geſchehen. Gewiß nicht. Bitte. Bitte unterthänig.

Er bat wie ein Kind, das unartig geweſen iſt. Man konnte dieſes Bitten rührend finden.

Auch die junge Gräfin wurde gerührt; aber das gräfliche Haus war compromittirt, und die künftige regierende Gräfin mußte daher noch einige Worte des Verweiſes hinzuſetzen.

Du ſiehſt dein Unrecht ein, ſagte ſie; hoffentlich wirſt du dich auch überzeugen, daß die Veranlaſſung dich nicht entſchuldigen konnte. Um ſo weniger, da dies ſchon das zweite Mal iſt, daß du in ſolcher Weiſe deine und die Ehre des Hauſes nicht im Auge behalten haſt. Nie dürfen wir uns ſo weit vergeſſen, daß wir die Geſellſchaften unſrer Dienerſchaft beſuchen. Wir werfen uns dadurch an ſie weg. — Nicht wahr, fuhr ſie milder fort, indem ſie ihm freundlich die Hand reichte, nicht wahr, mein guter Onkel, du wirſt das künftig nicht vergeſſen, und auch heute mir nicht böſe ſein, wenn ich dich ſo hart angeredet habe?

Der alte Mann küßte dankbar die Hand.

Gütige, gnädige Nieçe, ſagte er.

Die Tante Arabella hatte während dieſer Familiengerichtsſcene ſowol durch die bekannten Bewegungen ihrer Naſe, als durch andre Zeichen zu erkennen gegeben, wie ungeduldig ſie ſei, an dem Strafacte theilzunehmen. Gehörte doch auch ſie zu dem durch den alten Grafen compromittirten Hauſe. Sie konnte ihre Ungeduld jetzt nicht mehr bemeiſtern.

Ich begreife nur nicht, Couſin, hob ſie an, wie man in der Geſellſchaft von Domeſtiken ſich wohl fühlen kann. Mir wäre dies nicht möglich.

Die Tante fuhr indeß ſchlecht mit ihrer Einmiſchung. Der alte Couſin war gegen ſie weder demüthig, noch auch nur nachgiebig. Entweder hatte das Glück der ſchnell erhaltenen Verzeihung ihn auf ſeine Weiſe übermüthig gemacht, oder er hatte ſich mit der Tante überhaupt auf den Fuß des fortwährenden Widerſpruchs, eines kleinen Krieges, geſetzt, den man in allen Häuſern unter ähnlichen Mitgliedern nicht ſelten antrifft.

Domeſtiken? entgegnete er. Doctor und Juſtitiarius ſind keine Domeſtiken. Couſine erſt lernen müſſen, was Domeſtik iſt.

So? Seit wann wüßten Sie davon? entgegnete

die Tante. Für mich ist Domestik, wer für mich arbeitet und dafür von mir bezahlt wird.

So, so, Cousine, gibt aber auch adlige Doctoren und Advocaten. Thuen es auch nicht umsonst. Nehmen ebenso gut Geld wie die bürgerlichen. Arbeiten sogar für Bürgerliche. Sind Domestiken?

Die Tante Arabella wurde verlegen, dadurch auch ärgerlich.

Auf jeden Fall, sagte sie, und dabei bleibe ich, zeigt es keine noble Gesinnung, wenn man sich in der Gesellschaft von Menschen wohl fühlen kann, die nur dadurch existiren, daß sie von uns bezahlt werden.

Die Arme fuhr mit dieser Bemerkung noch schlechter.

Ei, Cousine, erwiderte der Major schneller, als er vielleicht seit Jahren gesprochen hatte; ei, Cousine, wovon existiren wir beide denn hier?

Die Nase der alten Dame wurde sehr spitzig

Cousin, rief sie wüthend, Sie werden unverschämt. Aber freilich, was verstehen Sie davon! Wir sind Mitglieder dieses erlauchten Hauses; wir haben dieselben Ahnen, in unser aller Adern fließet dasselbe Blut. Wir alle nehmen theil an dem Glanze dieses Hauses, und dieser Glanz besteht eben durch seine Glieder.

Schöne, glänzende Couſine, ſagte der Major, und auch ich ſchöner glänzender alter Mann!

Er lachte in ganz vergnügter Selbſtironie.

Die Erbgräfin brach den Streit ab. Sie wandte ſich an den alten Grafen.

Du ſcheinſt ganz den Zweck deines Morgenbeſuches vergeſſen zu haben, ſagte ſie ſcherzend. Du haſt dich noch nicht nach meinem Befinden erkundigt.

Ach verzeih, gnädige Couſine. Befindeſt dich doch wohl?

Ich danke dir.

Aber haſt Verdruß, ſagteſt du vorhin? Arme gnädige Couſine, grade heute!

Ueber die Stirn der Gräfin fuhr wieder ein Wölkchen. Die Sorge, verſetzte ſie, kümmert ſich wenig um die Feſttage, die der Kalender für uns verzeichnet. Auch nicht um die, die wir uns ſelbſt ohne den Kalender ſetzen. Sie bricht ſogar oft recht boshaft und recht ſtörend grade mitten in ſolche Tage hinein. Doch davon haſt du keine Ahnung, guter Onkel.

Der alte Mann wurde gerührt durch die Güte der Erbgräfin gegen ihn.

Biſt wieder recht gnädig, liebe Nieçe, ſagte er. Wird morgen ſchöner Tag werden. Auch für einen andern, ſetzte er hinzu, verſchmitzt lächelnd.

Die Gräfin ſchien ihn nicht zu verſtehen.

Für einen andern?

Braver Alexis! Schmucker Offizier. Morgen glücklich!

Die Stirn der jungen Gräfin runzelte ſich.

Der alte Mann ſchwieg beinahe erſchrocken.

Aber die Gräfin Arabella ſchien durch ſeine Unterſtützung Muth gewonnen zu haben, den Gegenſtand wieder aufzunehmen, den ſie vorhin auf den ſtrengen Befehl der jungen Dame hatte müſſen fallen laſſen.

Du ſiehſt, liebe Leontine, ſagte ſie, wie alle Wünſche des Hauſes ſich hier in einem Punkte ver einigen. Wie viele Glückliche könnteſt du heute machen.

Auf Koſten meines Glücks, erwiderte bitter die junge Dame. Ja, nur meines Glückes. Was wäre freilich daran gelegen, wenn nur die andern glücklich werden. Und worin beſteht dieſes Glück der andern? Daß dieſe Güter bei einem Namen bleiben, bei einem bloßen Namen.

Aber, warf die Tante ein, repräſentirt dieſer Name nicht einen hohen Familienglanz? Einen alten, reinen Adel? Den Ruhm eines der älteſten und edelſten Geſchlechter Deutſchlands? Und du, die du ſelbſt dich rühmſt, durch und durch Ariſtokratin zu ſein, du kannſt ſo geringſchätzig von dem Namen deines eignen Ge-

ſchlechts, von deinem eignen Namen ſprechen? Ich begreife dich nicht, Leontine.

Ich begreife mich freilich jetzt ſelbſt nicht, ſagte die junge Gräfin, aber leiſe für ſich, daß niemand die Worte hörte.

Laut fuhr ſie fort, vielleicht nur mit einer Sophiſtik, durch welche ſie einen Zwieſpalt in ihrem Innern zu verſöhnen meinte. Der Name für ſich allein, ſagte ſie, hat keinen Werth. Er iſt nur dann ein Ruhm, ein Glanz, wenn der Träger ſeiner würdig iſt, wenn der Träger zu verdienen weiß, ihn zu führen, wenn er mindeſtens den Ruhm und Glanz des Namens zu erhalten weiß. Iſt der Träger eines großen Namens ohne Geiſt, ohne Charakter, ohne Muth, ohne Ehre, gereicht ihm dann nicht der Name nur zur Schmach? Bei Gott, wenn ich eine That begangen hätte, die mich des Namens Wolkenſtein unwürdig machte, ſo unwürdig würde ich nicht geworden ſein, ſo tief würde ich nicht ſinken können, daß ich nicht wenigſtens den Stolz mir bewahrt hätte, meinen ſtolzen Namen von mir abzulegen.

In welcher Verbindung, fragte die Tante, ſteht das nur mit deinem Verhältniſſe zu Alexis?

In welcher?

Die junge Gräfin ging mit raſchem Schritte,

im lebhaften Kampfe mit ſich ſelbſt, im Zimmer umher.

Ich muß klar ſehen, ſagte ſie auf einmal. Sende zu Alexis, Tante. Und dann verlaßt mich.

Die Tante und der Onkel entfernten ſich; die Tante mit einem halben Triumphe.

Die junge Gräfin ſetzte ihre raſchen Schritte durch das Zimmer fort.

Ich muß klar ſehen, wiederholte ſie laut für ſich. Ich liebe ihn nicht. Die Liebe iſt Thorheit. Aber wäre es nicht größere Thorheit, für einen Namen ſein ganzes Lebensglück hinzugeben? Und nicht einmal für einen Namen. Um meinen Namen handelt es ſich am Ende. Kann ihn nicht mein Gemahl führen, wer er auch ſei? Immer nur ein Würdiger ſoll ihn führen. Kein Feiger! Kein Prahler! Kein Lügner. Ich muß endlich wiſſen, ob er die Wahrheit ſprach. Fort mit aller Rückſichtsnahme, mit aller weichlichen Zartheit der Gefühle. Wer, wer von beiden war der Muthige? Wem von ihnen habe ich mein Leben zu danken? — Und wenn nun jenem, dem Fremden?

Die Thür des Zimmers öffnete ſich. Der Lieutenant der Gardehuſaren, Graf Alexis von Wolkenſtein, trat herein.

Der kleine Mann trat raſch, etwas ſtürmiſch

herein. Er war aufgeregt, und ſchien bemüht, ſeine Aufregung zu beherrſchen.

Du haſt mich zu dir befehlen laſſen, Leontine, ſagte er. Du willſt entſcheiden in dieſer Stunde? Was habe ich zu erwarten?

Er ergriff die Hand der Gräfin, um ſie an ſeine Lippen zu preſſen.

Die Gräfin war ruhig geblieben. Sie zeigte Kälte.

Vor allem, Alexis, erwiderte ſie, keine Leidenſchaft, auch kein Spiel einer Leidenſchaft. Ja, dieſe Stunde ſoll entſcheiden über unſer beider Verhältniß. Aber ebendarum dürfen wir nicht, wie dem Haufen angehörend, lärmende Gefühle das Wort führen laſſen; die klare, beſonnene Stimme der Vernunft ſoll, womöglich allein, in unſrem Rathe ſein. Setze dich, Alexis.

Sie ließ ſich in ihrem Seſſel nieder.

Der junge Mann wollte ſich auf ein niedriges Tabouret ſetzen, wie zu ihren Füßen.

Nicht das, Alexis, ſagte die Erbgräfin ſtreng. Das möchte ſich für eine Schäferſtunde ſchicken, aber nicht für eine Stunde, die über das Schickſal einer Gräfin und eines Grafen von Wolkenſtein entſcheiden ſoll.

Der Graf ſetzte ſich ihr gegenüber auf einen Stuhl. Seinen großen Säbel, den der kleine Lieutenant auch hier trug, ſtellte er an die Stuhllehne.

Die Gräfin ſah ihm mit Verdruß zu.

Selbſt in dieſem Augenblicke durfteſt du die Spielerei nicht von dir entfernen? ſagte ſie.

Der junge Graf erröthete.

Du kennſt den Befehl des Großvaters.

Und deinen Gehorſam!

Würdeſt auch du dich ſeinem Befehle nicht unterworfen haben?

Es käme auf die Art des Befehls an. Freilich auch auf den Grad meiner Liebe zu dem Greiſe, der in ſeinem Leben manche ſchwere und herbe Prüfung erfahren hat.

Und meiner Liebe zu ihm willſt du einen Vorwurf machen, Leontine?

Nicht deiner Liebe. Aber daß er an dich eine ſolche Zumuthung machen konnte.

Das ſoll ich entgelten?

Alexis, warum mußte er, warum konnte er an dich eine gleiche Aufforderung ſtellen wie an die andern? Du antworteſt nicht? Warum hat er ſie nie an mich geſtellt?

Weil du die Erbgräfin biſt, antwortete der Graf,

gereizt, ungeachtet die Stunde über ſein Schickſal entſcheiden ſollte.

Die Gräfin wurde nicht verletzt.

Ich mag mir ſelbſt eine Schmeichelei machen, erwiderte ſie, wenn ich einen andern Grund annehme. Aber das weiß ich, ich würde einem ſolchen Befehle mich nie unterworfen haben.

Was ſollte ich machen, Leontine?

Mein Fuß hätte das Schloß Wolkenſtein nicht wieder betreten.

Man urtheilt leicht anders über eine Lage, in der man nicht war.

Die Gräfin ſchüttelte den Kopf.

Doch laſſen wir das, ſagte ſie. Es iſt der Großvater, dem du gehorſam biſt. Es ſei! Laß uns auf den Gegenſtand kommen, über den ich mit dir zu ſprechen wünſchte. Ich wiederhole, Alexis, dieſe Stunde ſoll über uns entſcheiden. Damit ſie das aber kann, müſſen wir völlig klar übereinander ſein.

Kennen wir uns nicht ſchon lange, Leontine?

Wir kennen uns lange, aber wenig. Wir ſind nebeneinander hergegangen, ohne daß unſer Leben Punkte der gegenſeitigen Berührung darbot. Deshalb ſind auch unſre Herzen einander ſo fremd geblieben.

Nur deins bleibt fremd und kalt gegen mich.

Sollte dein Herz andre Gefühle für mich haben? Doch ich will annehmen, daß du mich liebeſt. Jedenfalls wirſt du mir zugeben, daß ich meinen Gemahl muß lieben, und wenn das nicht, doch wenigſtens muß achten können.

Leontine!

Laß uns ruhig bleiben, Alexis. Um meinen Gemahl achten zu können, muß ich ihn kennen.

Du gehſt von der Schlechtigkeit der Menſchen aus.

Nimm es einſtweilen ſo. Wir wollen nicht darüber ſtreiten, obwol die Sache grade umgekehrt ſein möchte. Auch dich muß ich alſo klar kennen, Alexis. Keine Falte darf mir dein Inneres verbergen. Seit zwei Tagen iſt ein Ereigniß zwiſchen uns getreten. Der erſte Punkt der gegenſeitigen Berührung, den das Leben uns bot, hat dich mir in einer Unklarheit dargeſtellt, die nothwendig hell für mich werden muß.

Dem jungen Grafen pochte das Herz faſt hörbar.

Leontine, ſagte er, dieſe unglückliche Begebenheit! Mangel an Muth! Meine Ueberraſchung! Nenne es Feigheit, wenn du willſt. Ich verdamme mich ſelbſt. Aber biſt du denn unverſöhnlich? Kannſt du denn nie, für dein ganzes Leben nicht, eine augenblickliche Schwäche verzeihen? Soll ich für einen einzigen unglücklichen Augenblick mit dem Glücke eines ganzen Lebens büßen?

Du beurtheilst mich falsch, entgegnete die Gräfin. Deinen Mangel an Muth klage ich nicht mehr an. Habe ich doch mir dasselbe vorzuwerfen. In weit höherem Grade sogar als dir. Ich habe mir eingebildet, daß ich für mein Geschlecht mehr als gewöhnlichen Muth hätte. Ich habe vorgestern erfahren müssen, daß ich den andern gleiche, nur zu sehr. Die Furcht, die Angst hatte mich so übermannt, daß ich die Besinnung verlor, daß ich eben nicht weiß, was vorgefallen ist. Wie wollte ich da dir einen Vorwurf darüber machen können, daß du im Momente der Gefahr uns verließest? — Obwol du freilich ein Mann bist!

Die junge Dame hatte, ungeachtet sie versicherte, daß sie nur entschuldigen wolle, den letzten Zusatz nicht unterdrücken können.

Aber, fuhr sie fort, es ist etwas Anderes, das über den Vorfall zwischen uns klar werden muß. Wer, Alexis, wer hat den Hund getödtet?

Den jungen Lieutenant überraschte die Frage nicht, aber er zeigte Kränkung.

Wie oft soll ich die Details der Begebenheit wiederholen? sagte er.

Die Details, Alexis? Das ist es eben, daß du noch nie die Details der Begebenheit erzählt hast. Meine erste Vorstellung, als ich wieder zur Besinnung

kam, war, daß du durch Erlegung des Thieres mein und der Tante Lebensretter geworden seist. Die Tante nahm dasselbe an. Wir müssen das noch jetzt annehmen. Aber du hast uns nur durch ganz allgemeine Mittheilungen in diesem Glauben gelassen.

Sollte ich prahlen, Leontine?

Prahlen, Alexis? Du mußt einsehen, daß grade in solchen allgemeinen, unbestimmten Aeußerungen, die jenen Glauben in uns erhalten, weit mehr Prahlerei liegt, als du in der ausführlichsten, detaillirtesten Erzählung anbringen kannst, selbst wenn du dann nicht wahr bliebest.

Das Resultat ist also, erwiderte der junge Mann, von neuem im Tone erlittener Kränkung, daß du meiner Wahrheitsliebe mißtraust und daß du mich hast zu dir kommen lassen, um mich wie einen Verbrecher ins Verhör zu nehmen. Urtheile selbst, Leontine, ob mich eine solche Rolle spielen zu lassen meiner und deiner würdig ist.

Ich bin ganz offen gegen dich, Alexis. Ja, eben über deine Wahrheitsliebe mußte ich und muß ich im Klaren sein. Deinen Mangel an Muth habe ich dir verziehen. Sofort. Aber entscheide selbst, kann ich mir einen Gemahl wählen, in dessen Muth und Wahrheitsliebe ich Mißtrauen setzen müßte?

Leontine, entgegnete der Graf, du täuſcheſt entweder dich oder mich. Du mißtraueſt meiner Wahrheitsliebe, du hältſt mich alſo für einen Lügner, und dann ſoll ich ſelbſt darüber entſcheiden, ob ich ein Lügner bin oder nicht!

Wenn du willſt, iſt es ſo, verſetzte die Gräfin.

Und ich allein ſoll darüber entſcheiden?

Du allein.

Ich ganz allein, Leontine?

Bei Gott, Alexis. Haſt du mir eine ganz beſtimmte Erklärung gegeben, ich ſchwöre dir, daß über den Vorfall nie wieder, in meinem ganzen Leben nicht, an keinen Menſchen in der Welt, eine Frage des Zweifels über meine Lippen kommen ſoll. Du ſelbſt ſollſt Richter ſein über dich. Und nun ſprich. Sprich klar und offen.

Der junge Lieutenant hatte den Ton der Kränkung ſchon bei ſeinen letzten Fragen aufgegeben. Er ſprach im Tone eines mehr und mehr erwachenden, klaren Selbſtbewußtſeins.

Wohlan, Leontine, antwortete er, es ſoll Wahrheit zwiſchen uns ſein. Volle Wahrheit. Du verlangſt ſie von mir. Ich habe das gleiche Recht, ſie von dir zu verlangen. Haſt du mir nichts verhehlt in Betreff jenes Vorfalls?

Die Gräfin wurde ein klein wenig unruhig.

Was ſollte ich dir verhehlt haben?

Jene beiden Landſtreicher zwangen dich, ſie in deinen Wagen aufzunehmen. Haben ſie dir nichts über die Begebenheit erzählt?

Nein Alexis, keine Silbe.

Auch der eine nicht, der nach dem Thiere geſchoſſen hatte?

Auch er nicht. Er hat ſich keiner That gerühmt. Würde ich mich zu meinen Fragen und dich zu einer Antwort erniedrigt haben, wenn ich von ihm den Hergang der Sache wüßte?

Wo ſind jene Fremden geblieben, Leontine?

Der Lieutenant hatte ſich geirrt, wenn er erwartet hatte, die Gräfin durch die ſchnelle Frage zu überraſchen.

Alexis, erwiderte ſie mit gemeſſenem Tone, ſoll ich von dir annehmen, daß du durch deine Querfragen einer Antwort auf meine Fragen an dich ausweichen willſt?

Ich wäre zu gleicher Annahme berechtigt, Couſine.

Wol, Alexis, wir wollen auch hier einander völlig gleich ſtehen. Heben wir den Wortſtreit auf, und kommen wir zum Ziele. Ich habe dich zuerſt gefragt, antworte du mir zuerſt. Du wirſt alsdann

24
36
24
36
120

ebenso unumwunden meine Antwort auf deine Frage erhalten. Also antworte mir bestimmt und klar. Wer verließ zuerst den Wald, du oder der Fremde? Und wer hat den ersten Angriff auf das Thier gemacht, du oder er? Antworte mir auf dein gräfliches Ehrenwort.

Der junge Mann war seinerseits überrascht. Er mochte vielfach gelernt haben, sich zu beherrschen, und die Regungen des Innern, denen er nicht gebieten konnte, doch äußerlich zu verbergen; diese bestimmte, entschiedene Aufforderung drängte ihm demnach alles Blut zum Herzen, und sein Gesicht wurde für einen Augenblick völlig blaß. Doch erholte er sich schnell.

Leontine, sagte er, wenn nun die Aufregung, die Verwirrung des Augenblicks die klare Antwort, die du verlangst, mir unmöglich machte?

Macht sie sie dir unmöglich?

Bist doch auch du nicht im Stande, über dein Thun und Lassen in jenem furchtbaren Momente dir genaue Rechenschaft zu geben!

Alexis, du weichst mir aus.

Beim Himmel, Leontine —

Die Gräfin erhob sich stolz.

Ich habe dich auf dein Ehrenwort gefragt, sagte sie, und du suchst Ausflüchte? Ein Graf Wolkenstein, wenn er auf sein Ehrenwort gefragt wird?

Noch einmal versuchte der Lieutenant den Ton der Kränkung.

Leontine, sagte er, warum diese Feindseligkeiten gegen mich? Du willst mit mir brechen. Warum mich dabei kränken? Und in solcher Weise kränken?

Aber die Gräfin wurde heftiger.

Neue Ausflüchte? rief sie.

Ausflüchte, Leontine?

Was anders ist eine solche Erwiderung, gegenüber einer Frage auf das Ehrenwort?

Auch der kleine Offizier erhob sich jetzt stolz. Er schien für den Augenblick keinen andern Ausweg zu sehen.

Ich mache keine Ausflüchte, sprach er. Ein Graf Wolkenstein erniedrigt sich nicht zu Ausflüchten, auch nicht einer Erbgräfin von Wolkenstein gegenüber. Deine Worte haben mir meine Stellung wiedergegeben, Leontine. Du hattest recht. Daß ich mit diesem Säbel an der Seite vor dir erscheinen mußte, ist meiner nicht würdig, macht mich lächerlich. Aber noch weniger wäre es meiner würdig, verächtlich würde es mich machen, wenn ich dir die Antwort geben wollte, zu der du mich zwingen willst. Hast du mir noch etwas zu befehlen, Cousine?

Ich danke dir, erwiderte die Gräfin mit eisiger Kälte.

Der Graf entfernte ſich.

Die junge Dame ſah ihm nach, überraſcht, ſinnend, mit ſich ſelbſt kämpfend, unruhig, verwirrt.

Der junge Graf mochte ſie beſſer kennen, als ſie ihn.

War das Berechnung? War es Spiel? War es Natur? ſprach ſie für ſich. Er iſt gewandt, glatt. Er iſt in der Schule ſeines Vaters auferzogen, in der Schule der Reſidenz, der Garde. Aber ſein Ehrenwort wollte er nicht geben. — Die Worte des Grafen Sternberg habe ich richtig gedeutet. Nicht Alexis hat mir das Leben gerettet. Er war alſo feig, das iſt jetzt gewiß. Aber er wollte doch ſein Ehrenwort nicht geben. Er iſt nicht ganz ſchlecht. Nur nicht ganz? Wie klein noch immer gegen jenen! Und dennoch dieſer Stolz! Dieſer Stolz, mit dem er mich verließ! Als wenn er über mich zu triumphiren habe! — Und hatte er das nicht am Ende? Hat er nicht in der That recht? Durfte er mir auf meine Frage antworten? Durfte er mir ſein Ehrenwort geben? Hätte ich es an ſeiner Stelle gethan? Lächerlich ſei er ſchon in meinen Augen, er wolle nicht auch noch verächtlich werden. Er triumphirt mit Recht über mich. Er hat mich gefangen. Mein Gott, welcher Blick eröffnet ſich mir? Habe ich nicht in der That vor ihm geſtanden,

wie eine Thörin, die nicht wußte, was ſie wollte? Klar wollte ich werden, durch ſeine eigne Ausſage, durch ihn ſelbſt, dem ich mißtraute? Sein Ehrenwort ſollte das Mißtrauen beſeitigen? Eine Formel, eine leere conventionelle Formel, die nichts bedeutet bei einem Manne, der keine Ehre hat und noch weniger bei dem Manne, der Ehre hat? Zu einer ſolchen Formel wollte ich ihn zwingen? Lächerlich, verächtlich, ſagte er! Hat er keine Ehre, ſo machte meine Forderung mich lächerlich. Hat er Ehre, forderte ich alſo eine verächtliche Handlung von ihm, muß ich nicht ſelbſt im Lichte der Verächtlichkeit in ſeinen Augen erſcheinen? Muß ich das nicht auf alle Fälle? Er darf mich nehmen wie ich bin, er muß mich ſo nehmen. Vereinigt es ſich mit meiner Ehre, von ihm, von irgend jemandem, von einem Grafen Wolkenſtein eine verächtliche Handlung zu fordern? Er muß doppelt über mich triumphiren. Und was iſt die Folge dieſes Triumphes?

Das Geſicht der Gräfin war bisher von der Röthe des Stolzes und Zornes gefärbt geweſen. Sie erblaßte jetzt. Es war ein Erſchrecken, eine plötzliche große Angſt, die ihr das Blut aus den Wangen trieb.

Bei Gott, fuhr ſie fort, er hat mich gefangen. Kann ich ihm jetzt noch meine Hand entziehen? Welchen Grund, welchen Vorwand nur hätte ich? Ich

forderte ſein Ehrenwort. Er konnte es mir nicht geben, ich kann nicht zurück. Jener Vorfall allein war zwiſchen uns getreten. Daß ich in meinem Innern keine Liebe für ihn fordere, hatte ich ihm längſt geſagt. Und nun iſt dieſer Vorfall todt für mich. Ich kann nicht wieder auf ihn zurückkommen. Er hat mich in ſeiner Hand. Aber todt? Iſt er denn wirklich todt für mich? Muß er es ſein? Iſt nicht der Graf Sternberg noch hier? — Was erſchrecke ich? Warum denn ihn nicht fragen? Gradezu? Ihn darf ich fragen. Es compromittirt weder mich noch ihn. Aber Alexis? Stempele ich nicht Alexis zu einem Lügner durch die Frage an ihn? Meinen künftigen Gemahl? Auch wenn er nur feig war? Nur feig? — O mein Gott, welche Verwirrung, welche Finſterniß rund um mich her! Ich muß, ich muß klar ſehen. — Der Diener vielleicht? Aber einen Bedienten ausfragen? Vor einem Domeſtiken ſich Preis geben? Der Graf ſelbſt ſoll es ſein! —

Mit Entſchloſſenheit ſchritt ſie zu der Klingel. Sie zog dieſe.

Nach einer Weile trat ein Diener ein, der Jäger der Erbgräfin.

Ich laſſe den Herrn Kaplan zu mir bitten, wenn er Zeit hat; nur auf einen Augenblick.

Der Jäger entfernte ſich.

Die Gräfin ging wieder unruhig umher.

Wenige Minuten später erschien in dem Zimmer ein alter gebückter Mann mit nur noch wenigen, schneeweißen Haaren auf dem Haupte. Der Mann war schwarz und sehr einfach gekleidet; nur trug er unter den kurzen, bis an die Waden reichenden Beinkleidern weiße Zwickelstrümpfe und auf den Schuhen breite zinnerne Schnallen. Trotzdem war das Aeußere des Mannes zugleich vollkommen Ehrfurcht gebietend und Zutrauen erweckend.

Du hast befohlen, meine Tochter? sagte er.

Es lag Ehrerbietung und dennoch ein beinahe väterliches Wohlwollen in dem Tone, mit dem er sprach. Sein Benehmen entsprach ganz seiner Ehrfurcht gebietenden und Zutrauen erweckenden Erscheinung, und zeigte dennoch andererseits den Untergebenen, der weit davon entfernt war, eine ihm eingeräumte bevorzugte Stellung irgendwie zu mißbrauchen.

Ich habe dich zu mir bitten lassen, antwortete die Gräfin, das Wort: „bitten“ betonend. Ich bedarf deiner Hilfe, mein Vater.

Du bist in Unruhe?

Ich bin es. Möchtest du mich daraus befreien können!

Du siehst auch mich nicht in meiner gewohnten

Ruhe des freien Gewiſſens. Aber haben wir das nicht ſelbſt verſchuldet? Die Folgen unſeres Thuns ſtellen ſich ſchon ein. Zuerſt bei uns ſelbſt; wie das immer der Fall iſt, wenn der Menſch von dem geraden Wege der Wahrheit abweicht.

Sind wir von ihm abgewichen, mein Vater? Wir haben ein Geheimniß, ein unſchuldiges, im Grunde gar verdienſtliches Geheimniß.

Keine Sophismen, Leontine. Wir haben uns in eine Lage verſetzt, in der wir unſer Thun verbergen müſſen, und zwar vor den Augen deſſen, dem wir durch die heiligſten und feſteſten Bande zu voller Offenheit verpflichtet ſind. Du durch die Bande der kindlichen Liebe; ich durch die des Dienſtes, des Gehorſams, und vor allem des unbedingten Vertrauens, das er mir ſchenkt; wir beide durch ſo vielfache uns erwieſene Huld und Güte.

Ich ſuchte Hilfe bei dir, ſagte die Gräfin, und du machſt meine Lage mir noch ſchwieriger.

Das ſei fern von mir. Meinen Rath und meine Hilfe entziehe ich niemandem. Wie ſollten ſie meiner geliebten, guten Gebieterin fehlen? Sprich, worin ich dir helfen kann.

Meine Bitte betrifft den Grafen Sternberg.

Ich dachte, ich fürchtete es.

Du fürchteteſt?

Ich habe dir unangenehme Mittheilung zu machen über dieſe Angelegenheit.

Auch das noch? Neue Sorgen zu der Laſt, die ich ſchon trage.

Mein Kind, ich ſagte es vorher, der erſte Schritt würde die Quelle vielfacher weiterer Verwicklungen werden.

Schon wieder Vorwürfe, mein Vater? Durfte ich den Flüchtling ſeinen Verfolgern überlaſſen?

Es war ein edles Gefühl, das dich leitete, meine Leontine. Aber durfteſt du, durften wir dem Großvater die Aufnahme des Flüchtlings verbergen?

Wir durften es nicht. Mein Vorſatz war auch, ihm alles zu entdecken. Aber du ſelbſt weißt, wie unglücklich die Umſtände hindernd entgegentraten. Auch ich darf ihn ja nicht ohne ſeine Erlaubniß ſprechen. Dieſe Erlaubniß kann nur durch dich eingeholt werden. Du warſt an jenem ganzen Abende mit ihm eingeſchloſſen. Als er dich entließ war es zu ſpät geworden.

Aber am nächſten Morgen.

Eine unruhige Nacht hatte mir die Sinne verwirrt. Meine Phantaſie übertrieb alles, den Zorn des Großvaters über meine Heimlichkeit, ſeine Unerbittlich-

keit wegen der Vergehen der armen Domeſtiken, die ich mißbraucht hatte, ſeinen Abſcheu vor jener Verſchwörung, wegen deren der Graf Sternberg verfolgt wurde, und endlich —

Die Gräfin ſtockte. Nach einer Pauſe fuhr ſie fort.

Zu dem allem kam das Verhältniß zu Alexis. Entdeckte ich dem Großvater den Aufenthalt des Flüchtlings, ſo mußte ich ihm auch von dem Antheile deſſelben an dem Abenteuer ſprechen. Welche Erörterungen waren davon die Folge? Und welche Folgen mußten dieſe Erörterungen für Alexis haben? Freilich muß dennoch über dieſes Abenteuer volle Klarheit herrſchen. Aber jetzt habe ich allein die Erörterung darüber in der Hand. Doch theile mir vorher deine Nachrichten mit.

Meine Nachrichten, erwiderte der Greis, ſind keine angenehmen, ich muß es wiederholen. Sie ſind nur zu ſehr geeignet, die Verwirrung der Lage zu vermehren. Die Zahl der Mitwiſſer des Geheimniſſes hat ſich um zwei vermehrt.

Und dieſe ſind?

Zuerſt der Haushofmeiſter.

Er iſt nicht gefährlich. Er iſt ſchwach und hat viele Thorheiten; wie könnte es anders ſein, bei dem

ſchwachen Manne, der zu ſo vieler Thorheit gezwungen wird? Aber er iſt kein böſer Mann und er kann ſchweigen. Was weiß er?

Er hat mir folgendes ſelbſt mitgetheilt: Er iſt vorgeſtern Abend, in der Dunkelheit des bedeckten Thors, unbemerkter Zeuge geweſen, wie du mit dem Flüchtling und deſſen Bedienten hier angekommen biſt. Er hat freilich keine Ahnung gehabt, wer die Perſonen ſein könnten. Aber die Unterredung mit den Gensdarmen am geſtrigen Morgen hat ihm ſehr einfach volles Licht gegeben.

Die Anweſenheit der Gensdarmen, fiel die Gräfin ein, ſtand alſo in der That mit den Flüchtlingen in Verbindung? Ich ahnte es.

Es iſt ſo.

Nun, dieſe Unterredung?

Die Gensdarmen haben auf höheren Befehl Einlaß in das Schloß verlangt, um hier einen Flüchtling aufzuſuchen, der verfolgt werde, und deſſen Spur unmittelbar in der Nähe des Schloſſes plötzlich und vollſtändig, und auf eine unbegreifliche Weiſe verſchwunden ſei, wenn man nicht annehmen dürfe, er habe ſich hier einzuſchleichen und ein Unterkommen zu finden gewußt.

Was hat der Haushofmeiſter ihnen erwidert?

Er hat ihnen den Verdacht auszureden geſucht.

Er hat ihnen die Unmöglichkeit vorgestellt, daß sich hier jemand unbemerkt einschleichen könne, die Lage des Schlosses, den Verschluß des Thores, die Wache am Thore; von der andern Seite die Loyalität des regierenden Herrn, dessen Strenge, den Gehorsam der Beamten und Diener. Die Gensdarmen haben sich freilich auf ihren Befehl berufen. Indeß haben sie natürlich ohne Erreichung ihres Zweckes abziehen müssen.

Der Haushofmeister hat sie selbstständig, auf eigne Verantwortung zurückgewiesen?

Nachdem ihm sofort dein Antheil an der Sache klar geworden war, hat er nicht mehr geschwankt.

Das beunruhigt mich mehr als es mich beruhigt. Eine solche Mitwissenschaft ist peinlich.

So drückt dich auch meine Mitwissenschaft, Leontine?

O, mein Vater, das ist ganz etwas Anderes. Du bist mein Vertrauter, mein Freund, mein Beichtvater. Deine Mitwissenschaft erleichtert mich, sie ist mir Bedürfniß.

Meine Tochter, welche beklagenswerthe Unterscheidung zwischen Menschen, blos nach ihrer äußerlichen Stellung, nach ihrer Beschäftigung, nach ihrem Range!

Verzeihe mir, mein Vater. Ich bin darin einmal unverbesserlich.

Nein, nein, Leontine, nur bis jetzt noch verblendet. Dein heller Geist und dein vortreffliches Herz werden sich auch da nicht immer der besseren Einsicht, der wahren Liebe verschließen.

Laß uns heute nicht darüber streiten. Fürchtest du jenes Einschreiten der Polizei nicht?

Ich kenne den langsamen Gang der Behörden. Vor nächstem Dienstag wird kaum eine Entscheidung eintreffen. Vielleicht läßt man aus Rücksicht auf den regierenden Grafen höheren Orts die Sache ganz liegen. Weit mehr fürchte ich den zweiten Mitwisser des Geheimnisses.

Dieser ist? fragte die Gräfin.

Der Graf Alexis.

Großer Gott! rief die junge Dame.

Auch du theilst meine Besorgniß?

Besorgniß, mein Vater? O, nein, nein! Alexis weiß, wußte, daß der Flüchtling hier ist?

Sie fragte in großer Aufregung.

Er weiß es, antwortete der Geistliche.

Daß er mit mir gekommen ist? Daß ich ihn hereingebracht habe?

Kind, mäßige dich, mäßige deine Besorgniß.

O, keine Besorgniß, keine Angst, mein guter Vater. Deine Nachricht wälzt einen schweren Stein von

meiner Bruſt. Alexis weiß, daß ich dem Flüchtling hier einen Aufenthalt gewährt habe? Erzähle mir, ſchnell.

Ich begreife dich nicht, mein Tochter.

Wenn Alexis mein Geheimniß kennt, dann iſt er ein Heuchler, ein vollendeter, hinterliſtiger Heuchler, dann bin ich frei von ihm. Aber erzähle.

Ich kann dir nur folgendes mittheilen: Du weißt aus den Mittheilungen des Unteroffiziers Mauernbrecher an mich, wie der Graf Alexis ſchon bei ſeiner Rückkehr von der Promenade mit dir Verdacht ſchöpfte. Dieſer war nur zur Hälfte beſeitigt worden. Die Zeitungen geſtern Morgen mit den Nachrichten von dem Frankfurter Attentat mochten ihm neue Nahrung gegeben haben. Der Graf Alexis hat wenigſtens heute folgendes dem Haushofmeiſter entdeckt, was dieſen zu ſeinen weiteren Entdeckungen an mich veranlaßt hat. Der Graf Alexis iſt nämlich Zeuge der Unterredung der Gensdarmen mit dem Haushofmeiſter geweſen, durch einen Zufall, wie er behauptet, als er auf dem Walle eine Promenade gemacht habe. Es kann wol ſein. Durch einen ferneren Zufall, ſo hat er dem Haushofmeiſter anvertraut, ſei er heute zu der Ueberzeugung gelangt, daß der von den Gensdarmen Verfolgte ſich wirklich hier im Schloſſe aufhalte. Er hat

nun dem Haushofmeiſter, von dem er angenommen, daß dieſer um das Geheimniß wiſſe, ſeine guten Dienſte für daſſelbe angeboten. Die Entdeckung des Flüchtlings im Schloſſe werde den regierenden Grafen compromittiren; eine Auslieferung habe zudem etwas Gehäſſiges. Er erböte ſich daher, das heimliche Entkommen des Flüchtlings aus dem Schloſſe zu befördern. Der Haushofmeiſter ſolle zu dieſem Zwecke mit ihm gemeinſchaftliche Sache machen.

Die Erzählung des Geiſtlichen hatte die junge Gräfin aufgeregter gemacht.

O mein Gott, ſagte ſie, dieſe Heuchelei! dieſe Hinterliſt! Mein Vater, wie danke ich dir für deine Nachricht! Aber beendige deine Erzählung.

Ich bin zu Ende. Der Haushofmeiſter hat ſein Geheimniß bewahrt und jene Anerbietungen zurückgewieſen.

Und nun höre mich, nahm die Gräfin das Wort. Was wir in dieſer Angelegenheit zu thun haben, davon nachher. Ich werde mich hoffentlich dem Großvater entdecken können, entdecken müſſen. Doch darüber kann ich erſt ſpäter einen Entſchluß faſſen. Laß mich dir zunächſt ſagen, weshalb ich dich zu mir bitten ließ. Man drängt mich zu einer Entſcheidung meines Verhältniſſes mit Alexis. Auch mein eignes Innere

drängt mich dazu. Du kennſt dieſes Verhältniß, du kennſt Alexis, du kennſt mich. Ich war entſchloſſen, dem allgemeinen Wunſche nachzugeben. Ich hatte mich dazu entſchloſſen, nicht ohne ſchweren Kampf mit mir ſelbſt. Die Rückſicht auf den Ruhm und Glanz unſeres Namens entſchied. Da trat jenes Ereigniß ein. Wie ſeine Folgen ſich jetzt geſtalten, iſt es entſcheidend zwiſchen uns getreten. Alexis war feig. Das trat nicht zwiſchen uns. Ich habe es ihm verziehen. Aber er erweckte auch den Verdacht der Prahlerei, der Lüge gegen ſich. Ein Feiger und ein Lügner kann nicht mein Gemahl werden. Darüber mußte ich Gewißheit haben. Er ſelbſt ſollte mir dieſe geben. Ich ließ ihn zu mir kommen. Ich fragte ihn auf ſein Ehrenwort. Er wich aus. Ich habe es ihm nicht angerechnet, daß er ſein Ehrenwort nicht geben wollte. Aber mein Verdacht mußte dadurch vermehrt werden. Dennoch wollte ich ohne vollen Beweis ihn nicht verurtheilen. Du ſollteſt den Grafen Sternberg zu mir bitten. Er ſollte mir Auskunft geben. Aber nun bringſt du mir deine Nachrichten. Alexis wußte, daß Sternberg hier iſt. Er ſtellte ſich darüber unwiſſend gegen mich. Grade dies war der Umſtand, an den er ſich hielt, um einer beſtimmten Antwort auf meine Fragen zu entgehen. Er wollte mich fangen. Dieſe Heuchelei muß uns

trennen für immer. Ich bedarf einer Unterredung mit dem Grafen Sternberg nicht mehr. Wenigſtens nicht zu jenem Zwecke. Aber zu einem anderen. Er ſoll mir genau ſeine Lage mittheilen, damit wir darnach beſchließen können, ob wir unſer Geheimniß dem Großvater entdecken dürfen. Darf ich dich bitten, ihn zu mir zu führen? Faſt jedes der Worte der jungen Gräfin hatte den Geiſtlichen beunruhigt.

Meine Tochter, erwiderte er ihr, ich fürchte, daß du in dieſem Augenblicke deiner Lage nicht den vollen Ernſt widmeſt, den ſie erfordert. Du biſt ſeit langer Zeit ſchon im Zwieſpalt mit dir ſelbſt über dein Verhältniß zu Alexis. Das macht dich auch wol unklar über dich ſelbſt. Ich fürchte, du willſt heute dieſen Zwieſpalt und dieſes Verhältniß durch eine Uebereilung löſen.

Wo fändeſt du dieſe, mein Vater? fragte die Gräfin.

Du erklärſt Alexis für einen Lügner; gleichwol mußt du den Werth ſeiner Verweigerung des Ehrenworts anerkennen. Er iſt noch jung. Jene Prahlerei für ſich allein darf ihn als einen ganz verlornen Menſchen noch nicht darſtellen.

Für ſich allein? Ich ſagte ausdrücklich, daß ich keinem Feigen und Lügner meine Hand reichen könne.

Die Verweigerung des Ehrenworts gleicht die Prahlerei aus.

Aber seine Heuchelei, seine Verstellung, als wisse er von dem Aufenthalte des Flüchtlings nichts?

Kennt er diesen Aufenthalt, Leontine? Kann er nicht blos allgemeine Vermuthungen gehabt haben, noch haben, die er durch seine Mittheilungen an den Haushofmeister erst zur Gewißheit erheben wollte? Ich vermuthe das sogar.

Auch ich vermuthe das. Seine Sache gestaltet sich dadurch nur um desto schlimmer für ihn. Warum verschwieg er mir, was er dem Haushofmeister entdeckte? Warum wollte er den Haushofmeister aushorchen? War nicht auch dieses Aushorchen Heuchelei, Hinterlist?

Meine Tochter, du weißt, daß schon mein heiliger Stand mir verbietet, zu verdammen.

Wohl, mein Vater. Auch ich will noch nicht verdammen. Ich will auch das letzte Mittel versuchen. Ich komme also auf meine Bitte an dich zurück. Ich will den Herrn von Sternberg sprechen. Führe ihn zu mir.

Der Greis schüttelte bedenklich den Kopf.

Was willst du von ihm?

Er soll mir Auskunft über jenen Vorfall geben.

Und nach dem, was er ſagt, willſt du entſcheiden?

Ja.

Nach dem, was der Fremde, der Unbekannte dir ſagt? Von ſeinem Verbrechen will ich ſchweigen.

Mein Vater, haſt du nicht ſelbſt geſagt, der junge Mann habe nur den vortheilhafteſten Eindruck auf dich gemacht?

Wenn er nun grade der Heuchler wäre, wenn er in noch höherem Grade die Kunſt ſich zu verbergen beſäße, als du ſie bei Alexis beklagſt?

Er hat auf dich bisher den Eindruck nicht gemacht. Auch auf mich nicht. Mit ſeinem entſchloſſenen Weſen ſteht dieſe Kunſt im vollſten Widerſpruche.

Und doch war er Mitglied einer geheimen Verſchwörung!

Führe ihn zu mir, mein Vater. Ich muß ihn ſprechen. Ich kann nicht anders. Bei Gott, ich kann nicht. Kein Bedenken, keine Einwendungen weiter.

Der Greis beſann ſich einen Augenblick.

Ich gehe, Leontine, ſagte er dann. Aber verſprich mir eins. Keine Entſcheidung gegen den Grafen Alexis, bevor du mich geſprochen haſt.

Ich verſpreche es dir.

Der Geiſtliche verließ das Zimmer.

Die Gräfin war in keiner geringern Aufregung, als in welcher sie sich bei seinem Eintreten befunden hatte. Sie suchte sich zu sammeln.

Sie war gesammelt, als der Geistliche nach einer Weile den Flüchtling in das Zimmer führte.

Der Greis entfernte sich sofort wieder.

Der junge Mann trat mit seinem entschlossenen, offenen und freien Wesen zu der Dame ein.

Meine gnädige Gräfin, hob er an, ich bin Ihnen doppelt dankbar dafür, daß Sie mir das Glück einer Unterredung mit Ihnen gewähren. Ich kann endlich meiner Pflicht mich entledigen, Ihnen meinen Dank für die edelmüthige Aufnahme zu sagen, die Sie mir hier haben zu Theil werden lassen. Lassen Sie mich damit aber auch zugleich die Erfüllung einer andern, nicht minder dringenden Pflicht verbinden. Sie besteht in einer Bitte. Gestatten Sie mir, daß ich noch heute das Schloß verlassen darf.

Herr von Sternberg, entgegnete die Gräfin, was Ihren Dank betrifft, so hoffe ich, daß diese Stunde klar stellen wird, wer von uns beiden dem andern mehr zum Danke verpflichtet ist, ob Sie mir, oder ob ich Ihnen. Was aber Ihre Bitte betrifft, so kann ich Sie nur an das erinnern, was ich Ihnen vor Ihrem Eintritte in dieses Schloß sagte: Bis zum

nächsten Dienstage würden Sie auf jeden Fall hier Gefangener bleiben müssen.

Sie theilten mir das allerdings mit, erwiderte der Flüchtling. Ich unterwarf mich auch damals, wenigstens theilweise. Seitdem hat aber die Lage der Sache sich geändert.

In welcher Weise, wenn ich bitten darf? Fürchten Sie für Ihre Sicherheit?

Ich fürchte für etwas Anderes. Aus einzelnen Andeutungen des braven Geistlichen, dessen besonderer Pflege und Aufmerksamkeit Sie mich anvertraut haben, hat sich mir die Vermuthung aufdrängen müssen, daß mein fernerer Aufenthalt hier für Sie, meine gnädige Gräfin, Unannehmlichkeiten, und für andere Bewohner des Schlosses gar erhebliche Nachtheile nach sich ziehen könne. Sie werden mir einräumen, daß unter solchen Umständen meine Ehre meine schleunigste Entfernung von hier erfordert.

Warum, sagte die Gräfin, trotz ihrer Lage mit einem leisen Spott, warum sprechen Sie das Wort nicht gradezu aus, daß Ihre Ehre Ihre Flucht von hier fordere?

Ich nehme durchaus keinen Anstand, die Sache auch so zu bezeichnen.

Ich muß nur bedauern, daß auch unter dieser Bezeichnung die Sache dieselbe bleibt.

Darf ich um den Sinn dieſer Worte bitten?

Sie werden bis zum nächſten Dienſtage hier Gefangener bleiben müſſen.

Ich hoffe nicht, Gräfin. Wenn ich mich recht erinnere, ſowurde mir von Ihnen eine Flucht geſtattet, wenn ſie mir möglich ſein werde.

So iſt es. Haben Sie etwa ſchon ein Mittel zu Ihrer Flucht entdeckt?

Ich hoffe es durch Ihre Güte zu entdecken.

Ihre Hoffnung iſt eine falſche. Graben und Wälle, Mauern, Schloß und Riegel machen hier jede Flucht unmöglich.

Wenn ich recht verſtanden habe, ſo iſt der Schlüſſel zu dem Schloßthore in den Händen Ihres Herrn Großvaters.

Sie haben richtig verſtanden.

Wäre es Ihnen nicht möglich, den Beſitz des Schlüſſels zu erlangen?

Sie wollen die Gräfin Wolkenſtein zu einer Diebin machen?

Sie irren Gräfin. Aber ein freundliches Wort der geliebten Enkelin —

Alſo zu einer Betrügerin?

Ich ſcheine zu einer unglücklichen Stunde bei Ihnen eingetreten zu ſein, meine gnädige Gräfin, oder meine Worte müſſen ſehr unverſtändlich ſein.

Hoffentlich ist das letztere der Fall.

Hoffentlich?

Ziehen Sie eine unglückliche Stunde vor?

Gräfin, meine Bitte an Sie ist klar und einfach. Ihr Herr Großvater kennt meinen Aufenthalt in seinem Schlosse nicht. Sie tragen Bedenken, ihm denselben mitzutheilen. Ich bitte Sie, diese Bedenken fahren zu lassen. In Beziehung auf mich völlig. Andere Rücksichten werden vor der Liebe des Großvaters verschwinden.

Ich fürchte, Sie irren in beiden, mein Herr. Sie kennen, was namentlich diese andern Rücksichten betrifft, den eigenthümlich bestimmten Willen meines Großvaters nicht. Ich würde Unglückliche machen.

Wohlan, meine gnädige Gräfin, so zwingen Sie mich zu einem andern Schritte.

Und der wäre?

Was hält mich ab, mich selbst zu Ihrem Herrn Großvater zu begeben, alle Schuld auf mich zu nehmen, ihm meinen straßenräuberischen Ueberfall zu erzählen, und wie ich durch Gewalt mir den Aufenthalt hier erzwungen hätte?

Also Unwahrheiten wollten Sie vorbringen?

Wo wären diese? Hätte nicht in der That der

Eindruck meines gewaltthätigen Benehmens bis zu dem Betreten dieſes Schloſſes fortgewirkt?

Nein, mein Herr von Sternberg; ich bitte, achtungsvoller von mir zu denken, wenngleich Sie mich zweimal in einer Stunde in thörichter Furcht geſehen haben. Dieſes Schloß haben Sie mit meinem freien Willen betreten. Allein geſetzt, es wäre wie Sie ſagen, die Sache würde genau ſo ſtehen, als wenn ich meinem Großvater die Entdeckung Ihres Aufenthalts machen wollte, nur mit dem einen Unterſchiede, daß nicht ich, ſondern Sie die Unglücklichen machen würden.

Ich muß Ihren Worten vertrauen, verſetzte der junge Mann. Dann bleibt mir freilich nur noch ein Mittel. Eine Flucht auf meine eigne Hand werden Sie mir doch geſtatten?

Wenn dieſe Heldenthat Ihnen möglich ſein wird.

Hoffentlich. Eine Strickleiter —

Würde Sie unmittelbar in den Schloßgraben führen. Ich ſetze nun zwar voraus, daß Sie neben andern ritterlichen Fertigkeiten auch die des Schwimmens beſitzen, ſowie ferner, daß Sie einen Schnupfen nicht ſcheuen werden, denn einen Kahn oder Nachen gibt es auf dem Graben nicht. Allein —

Kein Nachen! unterbrach der junge Mann die Dame.

O weh, Sie können nicht einmal schwimmen?

Ich dachte an meinen armen Diener. Er ist noch leidend.

Es wird nicht darauf ankommen, denn, mein Herr, leider steht Ihnen noch ein andrer, bedenklicherer Umstand im Wege. Zu den Eigenthümlichkeiten dieses wohlbefestigten Schlosses gehört nämlich auch, daß besondere Nachtpatrouillen vom Abend bis zum Morgen mit scharfgeladenem Gewehr auf den Wällen fleißig Acht haben, damit auch Strickleiter und Schwimmkünste ihre Dienste versagen. Sie sehen aus allem, Herr von Sternberg, Sie müssen sich in Ihr Schicksal fügen.

Für den Augenblick, erwiderte der Flüchtling. Aber das versichere ich Ihnen trotz alledem, meine gnädige Gräfin, nicht einen Augenblick länger, wenn ich erfahren sollte, daß irgend jemandem in diesem Schlosse um meinetwillen eine Unannehmlichkeit widerfahre.

Und was würden Sie dann unternehmen wollen, oder eigentlich können?

Meine Gnädige, ich bin ein Mensch, dessen Entschlüsse zuweilen erst von dem Momente geboren werden, in welchem sie zur Ausführung kommen.

Ich glaube das erfahren zu haben. Auch, daß

Ihre Entschlüsse dann etwas gewaltthätiger Natur sind. Ich darf indeß wol nicht erst die Bitte aussprechen müssen: hier nichts Aehnliches wie auf der Chaussee. Sie würden dadurch nur Unheil anrichten.

Vertrauen Sie meiner Ehre, Gräfin.

Würde es, sagte die Gräfin, ihrem Zwecke näher-tretend, nicht auch mit Ihrer Ehre sich vertragen können, wenn Sie ferner, solange Sie in diesem Schlosse sind, Ihr Schicksal ganz in meine Hände legten?

Es würde unstreitig in den besten Händen sein. Aber verzeihen Sie mir die freimüthige Bemerkung, daß ich über alles meine Freiheit und Selbstständigkeit liebe.

Sie sind wenigstens aufrichtiger als galant, mein Herr.

Gegen gewöhnliche Damen umgekehrt, meine Gnädige.

Die Gräfin erröthete sehr leise über das Compliment.

Herr von Sternberg, sagte sie nach einer kurzen Pause, ich sprach im Ernst, wenn ich Sie bat, Ihr Schicksal hier ferner mir allein anzuvertrauen. Ich habe in dieser Beziehung eine Bitte an Sie.

Befehlen Sie.

Daß Sie an dem Frankfurter Attentat betheiligt

waren und deshalb verfolgt werden, haben bereits die Zeitungen gebracht.

Ich bin infolge jenes Frankfurter Ereigniſſes auf der Flucht; ſo iſt es.

Eines Ereigniſſes, das gegen den Beſtand der Monarchie und der Ariſtokratie in Deutſchland gerichtet war?

Ich glaube, daß es ſo war.

Sie, ſelbſt der höchſten Ariſtokratie angehörend?

Meine Gnädige, Ihr Erſtaunen würde ſchwinden, wenn Sie mich, wenn Sie meine Erziehung kennen.

Sie muß allerdings eine eigenthümliche geweſen ſein.

Ich habe keine Ritterakademien und keine Cadettenhäuſer beſucht; ich bin weder Lieutenant, noch Kammerherr geworden. Aber ich habe geſucht auf Univerſitäten zu lernen und auf Reiſen mich auszubilden, und ſodann auf meiner eignen Scholle als ein freier Mann zu leben.

Und dennoch endlich als Verſchwörer im Kerker, oder gar noch ſchmachvoller zu ſterben.

Oder auch als freier Mann im Auslande, wenn ich in meinem Vaterlande nicht frei mehr leben kann.

Doch ich wollte Ihnen keine Vorwürfe machen.

Darf ich bitten, mir den Plan Ihrer Flucht mitzutheilen?

Er war einfach. Ich hoffte etwa eine Meile von hier die Grenze zu erreichen. Dort war ich frei.

Und Ihr Diener, begleitet er Sie freiwillig? Oder war er in das Attentat verwickelt?

Der Flüchtling besann sich einen Augenblick. Dann sagte er:

Gnädige Gräfin, ich kenne etwas von dem Verfahren der Polizei und der Gerichte. Es können Eventualitäten eintreten, die Ihre gerichtliche Vernehmung über mich und meinen Diener herbeiführen. Ueber mich mußte ich Ihnen Auskunft geben, und Sie dürfen das, was Sie nur von mir wissen, dem Gerichte und der Polizei weiter mittheilen. Aber über die Geheimnisse jenes armen Menschen, obwol er nur mein Diener ist, steht mir kein Recht zu.

Mein Herr, erwiderte die Gräfin, etwas verletzt, Sie glauben also, daß ich die Verrätherin gegen Sie und Ihren Diener machen könnte?

Meine Gnädige, man würde Sie einen Eid schwören lassen.

O, pfui, man würde mich zwingen wollen?

Das nennt man Rechtsverfahren, meine Gnädige.

Wohl. So beantworten Sie mir eine andere

Frage. Ich kenne die Beziehungen meines Großvaters zu Ihrem Hauſe nicht. Er hat nie darüber geſprochen. Glauben Sie, daß mein Großvater, der ſehr ſtrenge Grundſätze in Beziehung auf Recht und Gerechtigkeit hat, um Ihres Hauſes willen Ihrer Flucht förderlich ſein würde?

Mir ſind jene Beziehungen nicht minder unbekannt. Es dürfte indeß wenig darauf ankommen, wenn die Grundſätze des Großvaters denen ſeiner Enkelin gleichen.

Wie ſo, mein Herr?

Ich habe die Ehre, einer ſehr entſchiedenen Ariſtokratin gegenüber zu ſtehen.

Nun?

Iſt Ihr Herr Großvater nicht minder Ariſtokrat, ſo wird er den Hochverräther gegen Monarchie und Ariſtokratie Deutſchlands ausliefern.

Aber, mein Herr, ich arbeite ja an Ihrer Befreiung.

Ihr Eigenſinn — denn auch Sie haben ihn — iſt von anderer Art als der Ihres Großvaters. Folglich ſind auch ſeine Grundſätze von Recht und Gerechtigkeit andere.

Was haben die Grundſätze mit dem Eigenſinn zu ſchaffen?

Häufig alles. Was der Menſch ſeine Grundſätze

nennt, das ſind nur gar zu oft blos Seiten oder Emanationen ſeines Eigenſinnes. Nannten Sie doch ſelbſt die Grundſätze Ihres Großvaters von Recht und Gerechtigkeit ſehr ſtrenge.

Ihre Logik bleibt trotz dieſer Erklärung dunkel.

Gräfin, Sie arbeiten an meiner Befreiung. Sie fürchten, daß Ihr Großvater bei denſelben Grundſätzen oder Anſichten von Ariſtokratie mich gar ausliefern könne. Nur ſeine ſtrengen Grundſätze von Recht und Gerechtigkeit ſollen Sie zu dieſer Furcht berechtigen. Halten Sie ſich für weniger gerecht als Ihren Großvater?

Laſſen Sie uns dieſen Streit aufheben. Er betrifft meinen theuerſten Verwandten und einen Mann mit dem edelſten Herzen, wenn er auch manche Sonderbarkeiten zeigt.

Der junge Mann verbeugte ſich ſchweigend.

Auch die Gräfin ſchwieg.

Beide ſchienen nach einem andern Gegenſtande des Geſprächs zu ſuchen. Die Dame wol mehr nach einem Eingange für die Frage, die ſie an den Flüchtling zu richten hatte.

Die Gräfin nahm zuerſt wieder das Wort.

Herr Graf, ſagte ſie, nicht um Ihnen Vorwürfe machen zu wollen, aber um vielleicht Material zur

Lösung eines interessanten aristokratischen, oder, nach der neuern Redeweise, socialen Räthsels zu gewinnen, möchte ich erfahren, wie Sie trotz Ihres Standes in jene Verschwörung gegen die Monarchie und also auch den Adel verwickelt werden konnten.

Mir scheint hier gar kein Räthsel vorzuliegen, erwiderte der Flüchtling. Wenigstens nicht auf der Seite, auf welcher Sie es suchen. Wer überhaupt eine Berechtigung privilegirter Stände, politisch privilegirter Stände, nicht mehr anerkennt, der kann bei einiger drängenden Thatkraft, oder wenn Sie wollen, bei einigem Feuer der Phantasie, sehr leicht auch zu einem thätigen Kampfe für das Recht des Volkes hingeleitet werden.

Zu einem Kampfe gegen sich selbst also, gegen Ihre eignen Interessen? warf die Gräfin ein.

Vorurtheile, meine Gnädige, verbesserte der Flüchtling. Alles, was der Adel seinen Stand, die Vorzüge, die Interessen seines Standes nennt, reducirt sich auf Vorurtheile, genährt und gepflegt von ihm selbst und leider noch immer vielfach anerkannt von dem Volke, dem allein Berechtigten.

Sie verwerfen also allen Unterschied der Stände? Freilich, wie kann ich Sie noch fragen nach jenem praktischen Excurse über die Lehre des Socialismus und Communismus.

Ich ſehe, Gräfin, Ihre ariſtokratiſche Erziehung iſt eine vollkommene, ſogar bis auf die bekannten Schlagwörter.

Der Spott erſetzt die Gründe nicht, Herr von Sternberg.

Nun denn, ſo ſtehe ich auch mit Ernſt, mit bitterm Ernſt zu Befehl. Haben Sie die Güte, einmal recht genau über die Begriffe von Socialismus und Communismus nachzudenken, und ſich dann die Frage zu beantworten, ob nicht unſer ganzer gegenwärtiger moderner Staat auf einem Communismus beruhet, der nur für einzelne Kaſten der Staatsangehörigen, namentlich des Adels, ausgebeutet wird?

Ich zweifle, erwiderte die Gräfin, daß ich zu einer ſolchen Erkenntniß mich werde erheben können. Ich ſehe überall nur eine Ausübung und Verwahrung unſrer Rechte.

Rechte einzelner Stände, auf Koſten der vollen übrigen Geſammtheit. Eigenthum und Arbeit aller Art iſt der Monarchie und dem Adel tributär. Iſt da nicht der einſeitige Communismus in ſeiner vollen Blüte?

Unſere Rechte ſtammen aus alter, unvordenklicher Zeit.

Richtig. Aus einer Zeit, in welcher der Begriff

Volk nicht existirte. Darum eben sind sie jetzt in jener Weise einseitig communistisch und ohne Berechtigung.

Dieser moderne Begriff von Volk scheint für Sie ein sehr hoher zu sein.

Zu Befehl, meine Gnädige. Der höchste nach dem Begriffe der Gottheit.

Wol nach dem Sprichworte: Volksstimme, Gottesstimme? fragte die Gräfin spöttisch.

Das Sprichwort, antwortete der Flüchtling, ist wenigstens ein so wahres und unbestreitbares, daß es mich wesentlich eines weiteren Beweises meiner Behauptung überhebt, wenn Sie diesen etwa befohlen hätten.

Ich danke Ihnen. Der Beweis einer Behauptung wie die, daß der Adel eigentlich nur als ein Vorurtheil des Volkes, der gemeinen Menge, existire, möchte, wenn er Ihnen in der That gelänge, mir meinen Adel verleiden.

Ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich eine solche Empfindung in Ihnen erwecken könnte. Allein, meine Gnädige, kennen Sie denn diese „gemeine Menge", von deren Gnade Sie nichts annehmen wollen?

Mich dünkt, ich sehe sie täglich, überall, in meinen Dienern, wie in den Arbeitern des Dorfes, in den Bettlern auf der Gasse, in den Handwerkern, Epiciers

und Schreibern der Städte, und den Herumtreibern aller Art und aller Orten.

Und in sich selbst, meine Gnädige, und in Ihren Verwandten und in Ihren Standesgenossen.

Mein Herr von Sternberg!

Ja, meine gnädige Gräfin, wir alle gehören eben zum Volke, adlige oder nichtadlige Arbeiter, adlige oder nichtadlige Herumtreiber. Wir alle bilden eine und dieselbe Menge, die gemeine Menge, wie Sie richtig sagen. Es war das rechte Wort. Ist Ihnen bekannt, was Möser über die gemeine Freiheit, die gemeine Hilfe, die gemeine Ehre sagt, und wie er nachweiset, daß eben durch das Verschwinden der gemeinen Freiheit und der gemeinen Ehre überhaupt so viele Freiheit und Ehre aus dem Leben verschwunden ist? Wenn Sie das noch nicht gelesen haben, Gräfin, so nehmen Sie recht bald aus Ihrer Bibliothek den Möser zur Hand, der freilich nur ein Bürgerlicher war, aber den Adel besser kannte, als irgend ein Cavalier in der Welt, den Freiherrn von Stein vielleicht ausgenommen. Und wenn Sie Ihn gelesen haben, dann werden Sie nie wieder mit Verachtung von einer gemeinen Menge sprechen. Aber was haben Sie denn in Ihren Epiciers und Bedienten und so weiter vom Volke gesehen? Leute, die nicht so elegant

gekleidet waren, wie Sie und andere Ihres Standes, die ſich vielleicht nicht ſo glatt zu benehmen, nicht ſo fein auszudrücken wußten, die auf Ihr Geld begierig waren und auf andere ähnliche Weiſe ſich von Ihnen unterſchieden? Nach Ihrer Meinung ſich unterſchieden. Denn bei Licht betrachtet, meine Gnädige, wovon nimmt denn Ihr Herr Großvater ſein Geld ein, das er zu ſeinem und Ihrem Unterhalte ebenſo nöthig hat, wie jene Epiciers und ſo weiter Ihr Geld? Bekommt er es nicht von ſeinen Pächtern, ſeinen Bauern, ſelbſt den armen Tagelöhnern, die eine Hütte oder einen halben Morgen Acker zum Bau ihrer Kartoffeln von ihm gemiethet haben und im Schweiße ihres Angeſichts ſich die paar Gulden erwerben müſſen, die ſie an den Herrn Reichsgrafen bezahlen? Ja, Gräfin, es iſt ein Unterſchied zwiſchen Ihnen und dieſen armen Leuten, ein großer Unterſchied. Es iſt der, daß dieſe armen Menſchen ſo unendlich ſchwer und mühſam das Geld verdienen müſſen, wovon ſie leben, daß Sie dagegen es nicht im Schweiße Ihres Angeſichts zu verdienen brauchen. Der Unterſchied iſt noch größer; dieſe armen Menſchen ſind es, die für ſich und zugleich für Sie mit verdienen, erwerben müſſen. Wollen Sie ſich durch dieſen Unterſchied erhaben dünken über die gemeine Menge, à la bonne heure, hätte

ich beinahe geſagt, aber mir fiel zur glücklichen Stunde noch ein, daß ich einer Dame gegenüberſtehe, deren Herzensbildung unmöglich hinter der Ausbildung ihres Geiſtes zurückgeblieben ſein kann, wenngleich die Mängel einer einſeitig ariſtokratiſchen Erziehung manche Widerſprüche in ſie hineingebracht haben.

Die Gräfin ſchwieg, nicht ohne einige Verwirrung.

Der junge Mann fuhr fort: Aber immer haben Sie nur Aeußerlichkeiten des Volkes geſehen, und aus dieſen haben Sie den Schluß gezogen, daß es unter Ihnen ſtehen müſſe. Das Innere, das eigentliche Leben, das Gemüth, den Sinn, den Geiſt des Volkes haben Sie nicht kennen gelernt. Sie haben nicht einmal gelernt, aus jenem Aeußeren den richtigen Schluß darauf zu ziehen. Das Leben der Arbeit, des Mühens und Schaffens im Schweiße des Angeſichts iſt ſchon nach der Bibel ein Leben der ſchweren Sorge, der harten Entbehrung und nur zu oft auch des Kummers, des Grams, des Elends. Und wie ſchätzen Sie einen Menſchen, der unter Entbehrungen, Sorgen und Elend einen geſunden, kräftigen Sinn, ein ruhiges Gemüth, Empfänglichkeit für Familienglück, Mitleid für andere wie Liebe zu dem Nächſten beizubehalten im Stande iſt?

Halten Sie ihn für gering, für ſchlecht, für ge-

mein in Ihrem Sinne dieſes Wortes? Und dennoch, Gräfin, leben alle dieſe Tugenden in jener gemeinen Menge. Wollte Gott, ſie lebten nur zum zehnten Theile ſo in den höhern Ständen!

Der Flüchtling hatte mit einem lebhaften Feuer geſprochen, das ſonderbar abſtach gegen ſein gewöhnlich ruhiges und beſonnenes Weſen.

Die Gräfin fühlte ſich, vielleicht widerwillig, davon ergriffen.

Ich war wol zu hart in meinem Urtheile über das Volk, ſagte ſie, nicht ohne Weichheit in der Stimme.

Der junge Mann hatte eine raſche Antwort auf den Lippen. Er drängte ſie zurück. Er mochte fühlen, daß ſie verletzen werde.

Laſſen Sie aber auch, fuhr die Gräfin, ſchnell wieder Ariſtokratin werdend, fort, uns davor hüten, ein ungerechtes Verdammungsurtheil über unſeren Stand zu fällen. Es gibt nur gar zu viele Menſchen, die den Adel mit Hochmuth, Herzenshärte, und Untugend aller Art identificiren.

Unrecht kann nur Unrecht gebären, entgegnete der Flüchtling. Ungerechte Urtheile des Adels über diejenigen, von denen er ſich abſondert, müſſen ungerechte Urtheile dieſer über ihn provociren.

Die Gräfin erwiderte auf dieſe Worte nichts.

Auch der Flüchtling schwieg.

Es war eine gewisse Spannung zwischen ihnen eingetreten. Der junge Mann schien nach der Lebhaftigkeit, mit der er das Volk vertheidigt hatte, nicht sofort seinen ruhigen Ton wiedergewinnen zu können.

Die Gräfin schien sogar mit sich selbst unzufrieden zu sein, daß sie von seinem Feuer, wenn auch nur auf einen Augenblick, sich hatte hinreißen lassen.

Der Flüchtling wollte sich entfernen.

Gnädige Gräfin, sagte er, werden Sie mir vor meinem Scheiden von hier gestatten, Sie noch einmal zu sehen?

Sie wollen mich verlassen?

Ich bitte, mich beurlauben zu dürfen.

Die Gräfin faßte einen raschen Entschluß.

Herr von Sternberg, eine Frage, bevor Sie gehen.

Befehlen Sie.

Es ist eine Frage von Wichtigkeit, die ich an Sie zu richten habe; von der entschiedensten Wichtigkeit. Sie sind ein Mann von Ehre, von Grundsätzen. Ich darf also auf eine Antwort rechnen.

Gräfin, erwiderte der junge Mann, ich fürchte, Ihre Frage zu errathen.

Sie fürchten?

Allerdings; weil ich dann bedauern müßte, Ihnen eine Antwort nicht ertheilen zu können.

Nachdem ich Ihnen versichert hatte, daß die Frage von der entschiedensten Wichtigkeit für mich ist?

Von Wichtigkeit, gnädigste Gräfin? Das ist wol nur eine Täuschung über Ihre Gefühle.

Mein Herr, das war wenigstens nicht schonend.

Der Flüchtling hatte in der That nicht ohne einige Bitterkeit gesprochen.

Und, fuhr die Gräfin fort, es war auch ungerecht. Ich habe mich Ihnen als Aristokratin gezeigt, berechtigt Sie das, sofort über mich jenes Urtheil der Herzenshärte zu fällen, das Sie selbst als ein ungerechtes bezeichneten?

Verzeihen Sie mir, Gräfin, ich war im Unrecht.

So werden Sie auch meine Frage berechtigt finden. Wer, Herr von Sternberg, hat jenes Thier erlegt, das auf mich zustürzte?

Gräfin, erwiderte der junge Mann, ich muß mein Bedauern wiederholen.

Ich begreife Sie nicht, Herr von Sternberg, sagte die Gräfin verletzt. Warum dieses Verweigern einer einfachen Antwort auf eine so einfache Frage?

Vielleicht eben wegen dieser Einfachheit.

Herr von Sternberg, meine Frage ist entscheidend für mein Lebensglück.

Wie, Gräfin? Wie wäre das möglich? Doch ich errathe auch hier. Gräfin, halten Sie an dem fest, was man Ihnen gesagt hat.

Herr Graf, ich will Ihre Antwort.

Um des Glücks Ihres Lebens willen?

Soll ich es Ihnen nochmals wiederholen?

Gräfin, diesmal täuschen Sie über Ihr Gefühl sich ganz gewiß.

Das Gefühl der jungen Dame zeigte eine mehr und mehr sich steigernde Aufregung. Noch wußte sie diese zu beherrschen.

Herr von Sternberg, ich bitte Sie um eine Antwort.

Gnädige Gräfin, wenn ich Ihre Worte richtig gedeutet habe — und ich darf nicht daran zweifeln, da Sie mir nicht widersprachen — so kann ich nur meine Bitte wiederholen, einzig und allein an dem festzuhalten, was Sie über den Vorfall bereits wissen.

Die Gräfin konnte ihre hervorbrechende Heftigkeit nicht mehr zurückhalten.

Mein Herr, welch bloßer Eigensinn!

Nennen Sie es so.

Welcher — welcher unbegreifliche Eigenſinn, damit ich kein härteres Wort gebrauche.

Ja, der Eigenſinn iſt unbegreiflich.

Sehen Sie denn auch nur bei einigem Nachdenken nicht ein, daß Ihre Antwort ſchon deutlich eben in Ihrer Antwort liegt?

Ich könnte erwidern: Warum dann noch Ihre Frage? Doch, wenn Sie ſich nun irrten? Wenn Ihre Annahme auf einer falſchen Vorausſetzung beruhte?

Darf ich bitten, dieſe zu berichtigen?

Wenn Sie ſich nun in Betreff meiner in einem Irrthum befänden?

Der junge Mann ſprach die Worte mit einem beinahe bewußten, herausfordernden Hohn.

Sein Hohn weckte den der Dame.

In einem Irrthum? In der That, mein Herr, ich glaube es.

So darf ich auch wol die Ehre haben, Vorurtheil und Irrthum zu berichtigen?

Ueber Sie? Erſparen Sie ſich die Mühe, ich bin vollkommen überzeugt.

Der junge Mann fuhr ernſter fort, wie es ſchien infolge eines ſchnell gefaßten Entſchluſſes.

Genug des Streites. Gnädige Gräfin, ich habe

mir leider einen ſchweren Vorwurf in Betreff meiner Aufrichtigkeit gegen Sie zu machen. Verzeihen Sie mir. Die Verhältniſſe zwangen mich. Derſelbe Zwang iſt freilich noch da. Allein ihm gegenüber —

Der alte Kaplan trat plötzlich in das Zimmer.

Man kommt die Treppe herauf, ſagte er.

Einen Augenblick, rief der junge Mann.

Einen Augenblick, wiederholte die Gräfin.

Die Worte des jungen Mannes hatten ſie ſtutzig gemacht.

Keine Secunde, verſetzte der Greis. Die Lutz und der Kammerdiener des Grafen kommen.

Ich ſehe Sie wieder, ſagte die Gräfin zu dem Flüchtling.

Der Flüchtling entfernte ſich mit dem Kaplan.

Die Gräfin ſah ihm in großer Aufregung nach.

Was war das? ſprach ſie. Ich ſei im Irrthum über ihn? Er habe mich getäuſcht? Er habe ſich ſchwere Vorwürfe darüber zu machen? Er müßte mich alſo ſchwer getäuſcht haben! — Aber war es nicht am Ende nur neuer Uebermuth? Dieſe Demokraten haben einen entſetzlichen Hochmuth! Und dieſer Graf Sternberg noch ganz beſonders! Doch ſei es, was es will. Welchen Einfluß kann es auf jenen Vorfall haben?

Ueber dieſen wollte er mich auch wol nur täuſchen. Darum der Einwurf des Irrthums. Ich ſollte ſeine Verweigerung einer Antwort anders auslegen. Anders, als ſie nur ausgelegt werden kann. Es war wieder ſein Eigenſinn, nur in einer andern Form. Eigenſinn? Könnte es nicht auch Edelmuth ſein? Sein Charakter zeigt keinen Eigenſinn. Er iſt ſo durchaus verſchieden von den andern. —

Sie träumte.

Ja, es iſt gewiß, ſagte ſie nach einer Weile entſchieden. Seine Weigerung war ſeine deutlichſte Antwort. Ich bin im Klaren. Ich bin frei. —

Sie ſetzte ſich an ihren Schreibtiſch.

Sie ſchrieb wenige flüchtige Worte.

Sie war fertig, als der Kaplan zurückkehrte.

Sie übergab ihm das Geſchriebene.

Lies, ſagte ſie.

An den Grafen Sternberg, Leontine?

Lies, mein Vater.

Du wollteſt nicht entſcheiden, ohne vorher mit mir geſprochen zu haben.

Die Entſcheidung iſt in deiner Hand. Haſt du Einwendungen, ſo zerreiße ſie. Haſt du keine, ſo befördere ſie.

Der Geiſtliche las den Zettel.